



Patrick Karez

# GUSTAV KLIMT

Romanbiografie



ACABUS

Patrick Karez

# Gustav Klimt

Zeit und Leben des Wiener Künstlers Gustav Klimt

Romanbiografie

**ACABUS**

Verlag

**Karez, Patrick: Gustav Klimt, Hamburg, ACABUS Verlag 2014**

Originalausgabe

PDF-eBook: ISBN 978-3-86282-296-6

ePub-eBook: ISBN 978-3-86282-297-3

Print: ISBN 978-3-86282-295-9

Lektorat: Roxanne König, Jonas Lunte, ACABUS Verlag

Satz: Elisabeth Hofmann, ACABUS Verlag

Cover: © Marta Czerwinski, ACABUS Verlag

Covermotiv: „Wasserschlangen I“, Gustav Klimt; Belvedere, Wien; Detail

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der ACABUS Verlag ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH,  
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg.

---

© ACABUS Verlag, Hamburg 2014

Alle Rechte vorbehalten.

<http://www.acabus-verlag.de>

## **Anmerkungen des Autors**

Einen großen Dank an das Lektorat (Daniela Sechtig, Roxanne König und Jonas Lunte), welches mir, auf meinen ausdrücklichen Wunsch hin, alle semantischen, syntaktischen und orthographischen Schrullen sowie den einen oder anderen unkonventionellen Einfall durchgehen ließ. Ganz im Sinne Ludwig Hevesis und der Wiener Secession:

„(Der Zeit ihre Kunst.) Der Kunst ihre Freiheit.“

(Der Autor, 2014)

Der Leser ist herzlich dazu eingeladen, ein illustriertes Zweitmedium, wie zum Beispiel einen einschlägigen Bildband oder das Internet hinzuzuziehen, um dort die besprochenen Gemälde Klimts zu recherchieren – aber ferner auch die vorkommenden Bauwerke und Personen.

(Der Autor, 2011/2012)

*„Kommentar zu einem nicht existierenden Selbstportrait:*

*Malen und zeichnen kann ich. Das glaube ich selbst und auch einige Leute sagen, daß sie das glauben. Aber ich bin nicht sicher, ob es wahr ist. Sicher ist bloß zweierlei:*

*1. Von mir gibt es kein Selbstportrait. Ich interessiere mich nicht für die eigene Person als ‚Gegenstand eines Bildes‘, eher für andere Menschen, vor allem weibliche, noch mehr jedoch für andere Erscheinungen. Ich bin überzeugt davon, daß ich als Person nicht extra interessant bin. An mir ist weiter nichts besonderes zu sehen. Ich bin ein Maler, der Tag um Tag vom Morgen bis in den Abend malt. Figurenbilder und Landschaften, seltener Portraits.*

*2. Das gesprochene wie das geschriebene Wort ist mir nicht geläufig, schon gar nicht dann, wenn ich über mich oder meine Arbeit etwas äußern soll. Schon wenn ich einen einfachen Brief schreiben soll, wird mir Angst und bang wie vor drohender Seekrankheit. Auf ein artistisches oder literarisches Selbstportrait von mir wird man aus diesem Grund verzichten müssen. Was nicht weiter zu bedauern ist. Wer über mich – als Künstler, der allein beachtenswert ist – etwas wissen will, der soll meine Bilder aufmerksam betrachten und daraus zu erkennen suchen, was ich bin und was ich will.“<sup>1</sup>*

*(Gustav Klimt, undatiertes, mit Schreibmaschine geschriebenes Blatt)*

# 1874

(Adoleszenz)

Er schloß die Augen. Prompt erschienen sie. In einem wahren Strudel. Aus Menschenleibern. Rote. Blonde. Brünette. Schwarzhaarige. Aber vor allem Rote. Ja. Das war es. Rote. Er führte seine Hand hinab. Viel war noch nicht da. In diesen frühen Tagen. Es würde aber noch kommen. Dessen war er sich sicher. Behutsam strich er über den Flaum. Dieser war erst vor kurzem erschienen. Wie durch Geisterhand. Etwa zeitgleich. Mit dem ersten Flaum. An seinem Kinn. Wie seltsam, daß das Gesicht, das Aller-öffentlichste, sich ausgerechnet parallel zum Genital entwickelt, dachte er, dem Allerintimsten. Dem Verstecktesten. Dem Verbotensten. Dem Unaussprechlichen. Künftig würde er sie in einem völlig neuen Licht betrachten. Die Bärte. Und Bartansätze.

Bei den Frauen. Verhielt es sich diesbezüglich völlig anders. Da waren es die Brüste, die Aufschluß über die sexuelle Reife gaben. Aber viel war von ihnen nicht zu erhaschen. In diesen Tagen. Als die Frauen sich noch verhüllten. Verschleierten. Regelrecht verpackten. So daß man nichts von ihnen zu Gesicht bekam. Außer ihrem Gesicht eben. Nicht einmal die Handgelenke. Geschweige denn das Décolleté. Oder gar die Fesseln. Frauen. Diese seltsamen Wesen. Zauberhaft. Und geheimnisvoll. Überall waren sie anzutreffen. In diesen Tagen. Und dann doch auch wieder nicht. Sie führten ein Schattendasein. In dieser Gesellschaft. Die ganz und gar den Männern vorbehalten war. In diesen Tagen. Waren es die Frauen auch. Rote. Blonde. Brünette. Schwarzhaarige. Aber vor allem Rote. Ja. Das war es. Rote.

Seine Finger wanderten nun tiefer hinab. Sie waren sehr geschickt. Diese Finger. Die ganz und gar jenen der Primaten glichen. Dieser verrückte Darwin hatte es unlängst behauptet. Mensch und Affe seien praktisch dasselbe. Ausgelacht hatte man ihn. Und ausgebuht. Schockiert war man gewesen. All diese noblen Herren. In ihren Fräcken. Und Zylindern. Mit ihren goldenen Taschenuhren. Und den weißen Seidenhandschuhen. Und die Damen erst! Mit ihren wagenradgroßen Hüten. Ihren Sonnenschirmchen. Ihren Krinolinen. Und Tournuren. Affen! Welch Hohn! Und doch. Der Flaum. Verriet es.

Unlängst hatte er es mit eigenen Augen gesehen. Auf einer Photographie. Auf einer verbotenen Photographie. Der darauf abgelichtete Mann hatte Haare gehabt. Wie ein Hund. Auf dem Handrücken. Auf den Armen. Auf den Beinen. Auf der Brust. Und sogar auf dem Rücken. Seine Freunde hatten lauthals darüber gelacht. Ihn hatte es jedoch irgendwie erregt. Und abgestoßen. Zugleich. Hatte dieser Mann auf der Photographie einem Affen gar nicht mal so unähnlich geschaut.

Und nun wurde er allmählich selbst zu einem. Rund um seine Warzenhöfe. War ebenfalls Flaum erschienen. Und er würde stärker werden.

Dessen war er sich sicher. Nein. Er *wünschte* es sich sogar. Er selbst wollte ebenfalls zu einem Affen werden. Zu einem Mischwesen. Einer Chímaira. Aus Mensch. Und Affe. Einem Affenmenschen. Einem Menschenaffen. Einem Tiermenschen. Einem Menschentier. Einem modernen Faun. Einem darwinistischen Satyr.

Er würde dieses ganze verlogene Spiel nicht mitmachen. Er verachtete bereits jetzt schon die lächerliche Maskerade seiner Gesellschaft. Niemals würde er selbst einen Zylinder tragen. Dachte er. Und einen Frack schon gar nicht. Er würde nackt sein. So oft es eben nur möglich war. Er würde nackt arbeiten. Oder nur mit einem leichten Baumwollhemd bekleidet. Oder besser noch: Mit einer Kutte. Wie die Urmenschen. Wie die Eingeborenen. In fernen Ländern. Ja. Die waren der Natur noch viel näher als wir. Hier. In Europa. Dachte er. In dieser verlogenen Gesellschaft. Wo man sich für seinen Körper schämte. Wo man sich für sein Menschsein schämte. Beziehungsweise. Für seinen animalischen Ursprung. Und dabei war es doch nur die natürlichste Sache der Welt. Da war er mit Darwin einer Meinung.

Er würde Tabus brechen. Wie Darwin. Nur eben auf einem anderen Gebiet. Denn das Reisen war nicht so seine Sache. Er war ein heimatverbundener Mensch. Ein erdverbundener Mensch. Ein Mensch. Wie ein Stier. Mußte er stets mit beiden Füßen fest auf dem Boden stehen. Die Erde spüren können. Sie riechen und berühren können. Und die Bäume. Und das Wasser. Und die Berge. Ja. Hier. Im wunderschönen Österreich. Im schönweibigen Wien. Da war er zu Hause. Hier hatte er alles. Was sein Herz begehrte. Warum also abschweifen? Wozu in ferne Länder? Was würde er in Afrika oder in Amerika schon finden können, was er nicht auch hier finden konnte? Schließlich liegt doch die Lösung zu allem in einem selbst. Dessen war er sich sicher. Man müßte es bloß befreien. Es aus sich selbst herausholen. Es herauskitzeln. Es ans Licht befördern. Aus dem Dunkel. Aus jenem Dunkel, das die Gesellschaft und die Kirche über die Dinge legten. Über die natürlichsten Dinge der Welt. Wie zum Beispiel die Nacktheit. Und die Sexualität. Das Menschsein. Das Einssein. Mit der Natur. Ob sie nun Gottes Natur war. Oder Darwins.

Er dachte an die Rothaarige. Und seine Finger schlossen sich zur Faust. Wohlige Schauer liefen seinen Rücken hinunter. Und wieder hinauf. Ein wahrlich elektrisches Gefühl. Von dem jeder sprach. In diesen Tagen. Überhaupt sprach man von nichts anderem mehr. In diesen Tagen. Beziehungsweise. In einigen Jahren.

Darwin. Edison. Marx. Und Freud.

Evolutionstheorie. Elektrizität. Sozialismus. Und Psychoanalyse.

(Und somit auch von der Sexualität.) Die vier neuen Grundpfeiler. Einer völlig neuen Gesellschaft. Dessen war er sich sicher. Einerseits. Entfernten sie den modernen Menschen rasant vom Affesein. Andererseits.

Brachten sie ihn diesem auch wieder näher. So nah. Wie schon seit dem Neolithikum nicht mehr. (Die Elektrizität einmal ausgenommen.) So dachte er zumindest. Und er würde es noch. In einigen Jahren.

Das, was er nun an sich tat, war laut der alten Gesellschaft eine Sünde. Es war verboten. Und böse. Es war verboten. Weil es böse war. Und dabei war es doch die natürlichste Sache der Welt. Die älteste Sache der Welt. Wie er meinte. Er würde sein ganzes Leben danach ausrichten. Er würde Konventionen brechen. Sie sprengen. Und er würde daran zugrunde gehen. Auch dessen war er sich sicher. Allmählich. War sein ganzer Körper von diesem elektrischen Gefühl erfüllt. Er spürte regelrecht das Göttliche daran. Und das Animalische. Blind werden würde man davon. Angeblich. Und an Rückenmarkschwund erkranken. Man würde zappelig werden. Ungeduldig. Und schließlich debil. Nun, so dachte er, lieber debil, als sich diesen Spaß entgehen zu lassen! Diesen teuflischen Spaß. Der doch so göttlich war. Denn das war der Mensch in seinen Augen. Die perfekte Mischung. Aus Gott. Und Tier.

Nur war es eben das Problem des Menschen seiner Zeit, so dachte er weiter, daß er das Tier in sich zur Gänze verleugnete. Und in allen Dingen Gott nachstrebte. Denn das entsprach dem Menschen nun mal nicht. Beziehungsweise. Nur zum Teil. Nur die perfekte Mischung aus beidem, würde zur Glückseligkeit führen. Wobei noch eher das gänzliche Tiersein zum Heil führen würde. Debil. Und triebhaft. Wie die Schimpansen. Im Tiergarten. Ja. So wollte er leben. Und er wollte es allen vormachen. Man würde ihn hassen. Aber man würde ihn auch beneiden. Denn er allein fand den Mut, so zu leben, wie er selbst es für richtig hielt. Und Gottes Strafe, die interessierte ihn nicht. Denn er glaubte nicht daran.

Allmählich spürte er den Höhepunkt seiner elektrischen Anspannung kommen. Die Entladung. Nach der statischen Aufladung. Er war kurz davor.

„Gustav!“, hörte er plötzlich seine Mutter rufen.

Sofort lagen seine Hände wieder über der Bettdecke.

„Wo bleibst du denn nur?“ Allmählich näherten sich ihre Schritte dem Zimmer. „Du wirst noch zu späth zur Schule kommen!“

Mit einem Mal waren sie fort. Die Frauen. Diese herrlichen Geschöpfe. Aus seiner Phantasie. Rote. Blonde. Brünette. Schwarzhhaarige. Aber vor allem Rote. Nun trat eine aus Fleisch und Blut ein. Sie war auch nicht schlecht. Aber sie war seine Mutter.

„Raus aus den Federn!“, rief sie.

Und noch bevor er irgend etwas tun konnte, riß sie bereits die Tuchent fort. Sofort inspizierte sie ihn mit kritischem Blick. Dann verließ sie wortlos das Zimmer.

Da lag er nun. Bloßgestellt. Abgedeckt. Wie ein Sonntagsbraten. Auf dem Präsentierteller. Dieser Satansbraten. Vermutlich hatte sie es gese-

hen. Den Fahnenmast. Das Circuszelt en miniature. Das bereits wieder im Begriff war, einfach so in sich zusammenzufallen. Außer Spesen nichts gewesen. Dachte er bitter. Es war ihm nicht einmal peinlich. Intimität gab es ohnehin nicht. In diesem Zimmer. Schiefen neben ihm die Geschwister. Zumindest aber taten sie so. Sie schiefen mehr oder weniger. In Schichten. In Lagen. Aus Stoff. Und Leibern. Wie ein Schichtkuchen. Der nun allmählich zu Leben erwachte. Darüber spannte sich die Wäsche. Sie stapelte sich. Zu allen Seiten des Zimmers. Die Wände entlang. Sieben Kinder. Und zwei Erwachsene. Benötigten schließlich einiges an Wäsche.

Nun begann die Kleine zu schreien. Auch das noch, dachte Gustav. Und erhob sich. Seine Schwester Klara sah ihn an. Sie hatte ganz bestimmt nicht geschlafen. Ihr Blick verriet es. Aber es war ihm egal. Er hatte schließlich auch Bedürfnisse. Wir sind schließlich alle keine Engel, dachte er. Beim Aufstehen stolperte er prompt über den Nachttopf. Gott sei Dank war er leer gewesen. Was für Zustände! Er konnte sich kaum noch an andere erinnern. An die „besseren Zeiten“, welche die Eltern immer wieder mit Wehmut heraufbeschworen. Und unter Tränen. Denn vor allem die Mutter litt scheinbar sehr darunter. Der Vater vermutlich auch. Doch er zeigte es nicht. Schließlich war er ja schuld. Schließlich hatte er ja versagt. Die Wirtschaftskrise sei schuld. Sagte er wiederum. Der Börsenkrach. Die Finanzkrise. Die große Weltausstellung. Die Mißernte. Und so weiter. Und so fort.

Aber nein. Der Vater war schuld. Dessen war Gustav sich sicher. Denn schließlich war er nicht in der Lage, sieben hungrige Mäuler zu stopfen. Neun. Um genau zu sein. Seines und das der Mutter miteingerechnet. Auch sie mußten schließlich Hunger haben. Doch sie zeigten es nicht. Gab es einmal etwas auf dem Tisch, so verzichteten die Eltern darauf. Sie überließen es den Kindern. Gustav hatte also bereits in jungen Jahren lernen müssen, was ein schlechtes Gewissen bedeutet. Das Stück Brot schmeckte unter diesen Umständen weit weniger gut. Manchmal hatte er darauf verzichtet. Und es den jüngeren Geschwistern überlassen. Um dann mit knurrendem Magen zur Schule zu gehen. So auch heute. Dabei mußte er gar nichts überlassen, weil es heute erst gar nichts gab. Nichts. Nicht einmal ein Stück trockenes Brot.

Er stellte es sich einfach in seiner Phantasie vor. Ein Stück frisches, knuspriges Brot. Noch warm. Direkt aus dem Ofen. Vor seinem geistigen Auge wurde es sichtbar. Es war plötzlich da. Und doch stillte es seinen Hunger nicht. Eines Tages, so dachte er, werde ich Brot im Überfluß haben. Ich werde so viel Brot haben, daß ich sogar die Enten damit füttern kann. Und meine Geschwister natürlich gleich mit. Und die Eltern. Der Vater würde dann sehen, daß es auch anders geht. Daß es nicht damit getan ist, lediglich zu jammern. Und anderen die Schuld zu geben. Sondern zu handeln. Ja. Er würde etwas *tun*. Er würde kein bloßes Opfer sein. Er würde ein schönes Haus haben. Eine Villa vielleicht. Und es würde ihm

gut gehen. Frauen würde er haben. So viele er nur wollte. Rote. Blonde. Brünette. Schwarzhhaarige. Aber vor allem Rote. Ja. So würde es sein.

„Gustav!“, die energischen Schritte der Mutter näherten sich erneut bedrohlich dem Zimmer, „Ich sage es dir nicht zweimal! Geh lernen! Wissen ist das einzige, das dir in dieser Welt weiterhelfen wird! Wer nicht lernt, der bleibt dumm. Und wer dumm ist, der findet keine Arbeit. Und wer keine Arbeit hat, der hat kein Leben. Also: Wer nicht lernt, der hat keine Zukunft! So einfach ist das. Ich weiß, wovon ich da rede!“

Ja. Ja. Ja.  
Bla. Bla. Bla.

Dachte er trotzig. Und verließ das Zimmer.

Der Weg zur Wiener Volks- und Bürgerschule, die er nunmehr seit sechs Jahren besuchte, gefiel ihm sehr. Immerzu gab es etwas Neues zu sehen und zu entdecken. Und immerhin war es besser als daheim. Falls man überhaupt von einem Daheim sprechen konnte. Denn an seinem ursprünglichen Zuhause, in der Linzer Straße № 247, wohnten sie längst nicht mehr. Als er fünf Jahre alt wurde, mußte die Familie von dort ausziehen. Immerhin nach Wien hinein. Nämlich in die Lerchenfelderstraße. Dort blieben sie aber nur kurz. Und nur wenig später. Ging es in die Neubaugasse №5.

An Baumgarten, in der Wiener Vorstadt, wo er geboren ist, konnte er sich kaum mehr erinnern. Es war weit draußen gewesen. Vor den Toren der Stadt. Praktisch auf dem Lande. Grün war es gewesen. Mit hohen Bäumen. Und Gärten. Das wußte er noch. Hier in der Stadt, war längst alles verbaut. Nicht umsonst hieß er Wien-Neubau. Der VII. Wiener Gemeinde-Bezirk. Man hatte sich der Sache also angenähert. Der Stadt Wien. Dem Centrum. Immerhin. Lebte man nicht mehr in Baumgarten. *Bei* Wien. Sondern in Neubau. *In* Wien. Wo die Häuser, die man in jenen Tagen errichtete, gut fünfmal so hoch waren wie jene in Baumgarten. (Dort waren sie nämlich nur ebenerdig.) Es hatte ihn also hinaufbefördert. Von der Vorstadt. In die Stadt. Die zwar nicht die Innere Stadt war. (Also Wien I.) Aber immerhin die Stadt. (Nämlich Wien VII.) Theoretisch eine Verbesserung. Theoretisch.

Von der Neubaugasse №5 war es nicht weit bis zur Stadtmitte. Nach Wien I. Das *richtige* Wien. Ein Katzensprung bloß. Nur einige Häuserblocks weit entfernt. Natürlich erlaubte die ängstliche Mutter es den Kindern nicht, allein „in die Stadt“ zu gehen. Und sie taten es dennoch. Immer. Und immer wieder. Zumindest versuchten sie es. Weit kamen sie meistens nicht. Zunächst tasteten sie sich an das Glacis heran, wo in diesen Tagen die große Ringstraße angelegt wurde. Ein heilloses Chaos. Ganz Wien stand im Umbruch. Denn es waren ja die Gründerzeitjahre. Die riesigen Baustellen, die nicht allzu weit von ihrem Haus entfernt lagen, interessierten die Kinder natürlich brennend. Vor allem Gustav. Und seinen jüngeren Bruder. Ernst. Die waren wie magisch angezogen davon. Und sie waren ausgezogen. Um die Mutter das Fürchten zu lehren. Schritt. Für Schritt. Machten sie sich auf. Und davon. Und aus dem Staub. Beziehungsweise mitten hinein. Nämlich in die Groß-Baustelle.

Die alten Stadtmauern der Reichshauptstadt waren bereits im Jahre 1857 niedergelegt worden. Das war nur fünf Jahre vor Gustav Klimts Geburt. So ein garstiges und trotziges Mauerwerk. Aus alten Zeiten. War in diesen Tagen nicht mehr modern. So ein Bollwerk. Gegen den Feind. Das übrigens gleich zwei Türkenstürmen standgehalten hatte. Also wurde es

nun im Eiltempo geschleift, wie andernorts in Europa auch, um an seiner statt eine Prachtstraße anzulegen. Einen Pracht-Boulevard. Einen Grand-Boulevard. Ganz nach Pariser Vorbild. Und da die alte Stadtmauer nun einmal einen kreisrunden Ring um das historische Zentrum gebildet hatte, wurde auch der Pracht-Boulevard ringförmig. Weshalb man ihn also Ringstraße nannte. Der Einfachheit halber. Wurde bereits ein Jahr später mit ihrem Bau begonnen. Seither teilte sich die Reichshauptstadt Wien in neun Bezirke auf. Die Vororte, wo auch Gustav Klimt geboren war, blieben freilich von der Stadt isoliert. Dazwischen. Also zwischen Stadt. Und Vorstadt. Verlief der sogenannte Linienwall. Kreisförmig, beziehungsweise halbkreisförmig, um die inneren neun Bezirke gelegt. Denn von Osten her bildete die Donau, beziehungsweise der Donau-Canal, eine natürliche Grenze. Und somit Schutz. Im Angriffsfall.

Nicht die Ringstraße. Sondern dieser Linienwall. War die eigentliche Grenze. Zwischen Stadt. Und Land. Zwischen Bürger. Und Ländler. (Beziehungsweise Vorstädter. Was ja noch schlimmer war.) Zwischen Arm. Und Reich. Zwischen Gut. Und Böse. Schon der Unterschied von der Ersten Stadt, also der historischen Innenstadt, zu den anderen Bezirken, die rundherum angelegt worden waren, war beachtlich. Aber der Linienwall, stellte eine weitaus größere und bedeutsamere Grenze dar. Alles was außerhalb des Linienwalls lag, gehörte nicht mehr zu Wien. Und konnte somit im Notfall nicht verteidigt werden. Also war der Linienwall auch eine Grenze zwischen Krieg. Und Frieden. Zudem war ab dem Jahre 1829 eine sogenannte „Verzehr-Steuer“ erhoben worden. Und zwar auf alle Lebensmittel, die just über diesen Linienwall in die Stadt gebracht wurden. Ein Grenzposten also. Wie zu einem ganz anderen Reich. Und dementsprechend war auch der Unterschied. Zwischen Innen. Und Außen. Erst im Jahre 1899 wurde diese Steuer wieder aufgehoben – und drei Jahre später, Anno 1902, erfolgte schließlich und endlich die offizielle Eingemeindung der Vororte. Nun gehörte man also hochhoffiziell zu Wien dazu. Endlich. War man nicht mehr „die da drüben“. Außerhalb der Reichshauptstadt. Sondern „waschechte Wiener“. Und es gab da noch einen weiteren Nebeneffekt. Durchaus beabsichtigt. Wenn nicht gar erst der Antrieb für dieses ganze Unterfangen: Durch die Eingemeindung der Vororte nämlich, wurde Wien über Nacht zur Millionen-Metropole. (Was zu dieser Zeit natürlich als „très chic“ galt. Beziehungsweise als „très moderne“.)

Sie hatten es also geschafft. Die Klimts. Von Draußen. Nach Drinnen. Aus dem Vorort. Jenseits des Linienwalls. In die Stadt. Innerhalb des Linienwalls. In die Reichshauptstadt sogar. Also von Pfui. Nach Hui. Nun gab es da nur noch eine einzige Hürde zu überwinden. Eine allerletzte Grenze. Die allerdings nicht unerheblich war. Und nur sehr schwer zu überwinden. Nämlich die Ringstraße. Wer es bis hier hinein schaffte, der zählte in Wien zu den ganz großen Gewinnern. Der konnte sich nämlich *wirklich* als „waschechter Wiener“ bezeichnen. Alles andere waren bloß

„Zugereiste“. Und dementsprechend wurden sie auch behandelt. Nämlich abschätzig. Zumindest aber, wurden sie sehr kritisch beäugt.

Diese Ringstraße also, beziehungsweise die Groß-Baustelle dazu, übte eine geradezu magische Anziehungskraft auf die beiden jungen Burschen aus. Haus. Um Haus. Erkämpften sich Gustav und Ernst Klimt ihre neue Freiheit. (In einem wahren Häuserkampf.) Wie frisch geschlüpfte Küken. Die sich anfangs nicht allzu weit von ihrem Nest fortwagen. Und die stets vom Muttertier bewacht werden. Der Nestglucke. Mit ihren Argusaugen. (Denn Hühneraugen sind etwas anderes.) Denen nichts entgeht. Dann aber, nach einiger Zeit, wird der Radius der entdeckungsfreudigen und erfindungsreichen Jungküken immer größer. Das ist wichtig. Dachte der junge Gustav. Sonst bleibt man dumm. Und wird somit zur leichten Beute. Seiner Freßfeinde. Die stets und überall lauern. So sagte es zumindest das ängstliche und stets besorgte Muttertier. Die Glucke. Der nichts entging. Nicht die leiseste Regung. Kein Wunder. Bei sieben Kindern. Weshalb er in diesen frühen Jahren die Innere Stadt nur wenig kannte. Dafür aber seinen Bezirk. Und zwar in- und auswendig. Der war ja schließlich sein *Zuhause*. Deshalb würde er freiwillig nicht mehr von hier weg wollen. Er würde hier sterben. So dachte er. Aber zumindest würde er hier bis zu seinem Tode leben wollen. Und das tat er auch.

Derzeit war es also ihr Zuhause. Beziehungsweise lebten sie hier. Unter schwierigsten Bedingungen. Alle zusammen. Alle Neune. In einem winzigen Zimmer. Im hinteren Teil des Gebäudes. Wo es dunkel und feucht war. Arbeitete der Vater im Hof. Insofern das Wetter es zuließ. Damit die Kinder in Ruhe ihre Schulaufgaben machen konnten. Herinnen. Im Zimmer. In einem Zimmer. Einem einzigen. Für Vater. Mutter. Und sieben Kinder. Aber immerhin. Hatten sie ein Dach über dem Kopf. Noch. Denn es sollte nicht ihre letzte Adresse bleiben. Noch ganze dreißig Jahre lang. Sollten sie herumvagabundieren. Nach diesem letzten Umzug. Bis sie endlich ein feste, endgültige Bleibe finden sollten. Also ein *richtiges* Zuhause. Dreißig ganze Jahre. Fast bis auf den Tag genau. Der Vater sollte dies leider nicht mehr erleben. Und der Bruder auch nicht. Und die Schwester auch nicht. Dann wäre nurmehr ein letzter, trauriger Troß im Ziel- und Endhafen angekommen. Ein Torso. Von Familie. Nur sechs. Von Neunen. Beziehungsweise nur vier. Von ihnen. Da zwei weitere sich in der Zwischenzeit verselbständigt haben sollten.

Aber dazwischen. Während dieser dreißig Jahre. Während dieser ewig langen, unendlichen, dreißig Jahre, sollten sie immer wieder umziehen müssen. Immer. Und immer wieder. Mit Sack. Und Pack. Mit Kind. Und Kegel. Mit all der Wäsche. Und dem Kochgeschirr. Und den sieben kleinen Kindern unterm Arm. Möbel hatten sie ohnehin keine. Wie Nomaden. Wie Vertriebene. Wie Heimatlose. Wie Obdachlose. Dachte Gustav. Und doch. War das alles bloß ein großer Spaß für ihn. Noch. War es bloß ein Spiel. Denn er kannte es ja nicht anders. Aber später dann. Sollte es

ihm peinlich sein. Später dann. Sollte es die Hölle werden für ihn. Ein Albtraum. Ein Trauma. An dem er sein ganzes Leben lang zu leiden hatte. Vor allem wegen seiner Mutter.

Die arme Mutter! Sie tat ihm leid. Schrecklich leid. So hatte sie sich ihr Leben ganz sicher nicht vorgestellt. Als Mädchen. Als Backfisch. Hatte sie noch von einer Karriere geträumt. Von einer Künstler-Karriere sogar! Das hatte sie ihm gesagt. Als Opernsängerin. Auf der ganz großen Bühne. Auf den Brettern. Die die Welt bedeuten. Daraus ist natürlich nichts geworden. Denn oft kommt es eben anders. Im Leben. Erstens. Und zweitens. Als man denkt. Anstatt in der Oper aufzutreten, von den Massen umjubelt und gefeiert, in ein Meer aus Blumen und Applaus getaucht, hatte sie ihren täglichen Auftritt hier. Auf den Brettern. Einer halbverroteten Ein-Zimmer-Wohnung. Nur wenige Häuserblocks entfernt. Von der Oper. Und von der größten Baustelle Europas. Mit all ihrem Dreck. Und Staub. Den man erst gar nicht zu putzen beginnen brauchte. Denn nur eine Stunde später war er ohnehin schon wieder da. In dieser jämmerlichen und schändlichen Bruchbude. Wo sie Kindermädchen, Wäscherin, Näherin, Köchin und Putzfrau zugleich war. Im falschen Beruf also. Im falschen Film sozusagen. Beziehungsweise. Im falschen Roman.

Der Vater war schuld. Das war Gustav von Anfang an klar. Dieser Vater. Ernst. Ernsthaft. Ganz im Ernst. Dieser Versager! Dieser Ober-Versager! Schaffte der es nicht einmal, seine Angetraute und seine elende Brut durchzufüttern! Aber Hauptsache Künstler! Er haßte den Vater dafür. Einen einfachen Graveur. Nicht einmal angestellt. Sondern bloß selbstständig. Ohne festes Einkommen. Ohne Schutz. Ohne eine jegliche Sicherheit. Ohne Netz. Und ohne doppelten Boden. Ein einfacher Graveur. Dessen miserables Gehalt bei weitem nicht ausreichte. Zumal für eine Familie. Zumal mit sieben kleinen und unmündigen Kindern. Von wegen Künstler! Hungerkünstler vielleicht! Denn selbst zum Lebenskünstler reichte es nicht. Hatte er denn nicht nachgedacht, bevor er sie alle in diese Katastrophe geführt hatte? Hätte er es sich nicht besser überlegen können? Hätte er es sich nicht verkneifen können? Das eine. Oder andere. Kind? Hatte er schließlich nichts anderes im Kopf als *das*? Konnte er denn nicht Eins und Eins zusammenzählen? Beziehungsweise Zwei und Sieben? Nein. *Er* hatte sie alle in diese Bredouille hineingeritten. Dieser Vater. Und der Sohn haßte ihn dafür.

Sogar zu Weihnachten. Hatte es diesmal kein Brot gegeben. Nicht einmal Brot! Geschweige denn Geschenke. Gut. Auf Geschenke konnte man gut und gerne verzichten. Obwohl. Als Kind eher nicht. Aber auf Brot? Zu Weihnachten? Wo andere im fetten Gänsebraten schwelgen? Beziehungsweise im panierten Karpfen?<sup>2</sup> Auch da war der Vater schuld. Deshalb haßte der Sohn ihn dafür. Sehr oft. Hatte der Sohn nicht einmal eine Hose zum anziehen. Eine Hose! Die Grund-Ausstattung eines jeden Menschen! So dachte er. Ein Menschen-Recht! Ein Grund-Recht! Aber das hatte er

nun mal nicht. Und zwar sehr oft. Mußte er deshalb zu Hause bleiben. Und konnte nicht zur Schule gehen. Sehr oft. Deswegen. Wegen seines unfähigen Vaters. Deshalb haßte ihn der Sohn.

Einzig das Zeichnen. Mit dem Vater. Das war schön. Und es hatte bereits sehr früh begonnen. Eigentlich sobald er denken konnte. Und die Hände bewegen. Und einen Stift halten. Hatte der Vater mit ihm gezeichnet. Der Sohn hatte sich bereits sehr früh im Zeichnen geübt. Denn früh übt sich. Was ein Meister werden will. Der Sohn zeichnete also. Und zwar immerzu. Dank des Vaters. Das immerhin. Hatte der Vater gut hingekriegt. Dachte er. Verbittert. Und das in derart jungen Jahren. Also zeichnete er. Förmlich. Um sein Leben. Er sollte es ja schließlich eines Tages besser haben. Sagte der Vater. Immerzu. Zeichnete er. Und zwar jene Dinge. Die er in der realen Welt nicht bekommen konnte. Er zeichnete. Um der Realität zu entfliehen. Er zeichnete. Wenn er mal wieder keine Hose zum anziehen hatte. Dann zeichnete er sich eben eine. Und alles war wieder in Ordnung. Im Lot. Beziehungsweise. Auf dem Papier. Beziehungsweise. Auf dem Trottoir. Denn das war billiger. Beziehungsweise. Kostete es gar nichts. Wenn sie kein Brot zu essen hatten. Wie leider so oft. Dann zeichnete er sich eben eines. Und wenn es nur auf dem Trottoir war. Mit einem Stückchen Kohle. Aus dem Keller stibitzt. Erkannte er bereits früh. Die Macht. Der Phantasie. Die Macht. War mit ihm. Und mit ihr. Ließ es sich gut leben. Wenn es in der realen Welt nicht mehr auszuhalten war. So erschuf man sich eben geschwind eine neue. Eine Phantasie-Welt. Eine Parallel-Welt. Eine Gegen-Welt. Eine Schein-Welt. In welcher alles anders war. Nämlich genau das Gegenteil. Und schöner Schein. Leicht. Und fröhlich. Und reich. In der realen Welt hingegen. War es schwer. Und traurig. Und bitterarm. Der Vater war schuld! Deswegen haßte ihn der Sohn so sehr.

Es ist die Weltausstellung. Klagt der Vater. Es ist die Mißernte. Klagt der Vater. Es ist der Börsenkrach. Klagt der Vater. Es ist die Finanzkrise. Klagt der Vater. Es ist die Wirtschaftskrise. Klagt der Vater. Es ist die miserable Auftragslage zur Zeit. Klagt der Vater. Aber die Weltausstellung, die Mißernte, der Börsenkrach, die Finanzkrise, die Wirtschaftskrise und die miserable Auftragslage zur Zeit, wie der Vater stets behauptete, waren es jedenfalls nicht. Denn der Sohn konnte sich beim besten Willen nicht daran erinnern, daß es ihnen jemals besser ergangen sei. Es stimmte zwar, daß es ihnen jetzt, nach der Weltausstellung, nach der Mißernte, nach dem Börsenkrach, in der Finanzkrise, der Wirtschaftskrise und aufgrund der miserablen Auftragslage zur Zeit, *noch* schlechter ging als zuvor. Aber *noch* schlechter als *ohnehin schon* schlecht – das machte dann auch keinen großen Unterschied mehr. Ob man nun bloß ein Stückchen Brot für neun Personen auf dem Tisch liegen hat. Oder ein halbes. Das macht den Kohl auch nicht mehr fett. Denn Hunger hat man. So. Oder so. Aber ja. Es stimmte. Seit dem großen Börsenkrach, da ging es seiner Familie tatsächlich *noch* schlechter.

Der Vater konnte seit Beginn der Wirtschaftskrise kaum mehr Aufträge erhalten. Denn wo neue Geschäfte fehlten, da verlangte man auch nicht nach gravierten Schildern. Immerzu machte der Vater die große Weltausstellung dafür verantwortlich. Immerzu. Wie eine defekte Schellackplatte. Auf einem Grammophon. (Nur, daß jenes erst dreizehn Jahre später erfunden werden sollte.) Ach, die große Weltausstellung! Wehmütig dachte der Sohn daran zurück. Das waren tatsächlich noch bessere Zeiten gewesen! Er erinnerte sich daran, wie sein Vater noch viel zu tun hatte. Damals. Bis vor einem Jahr. *Dem* Jahr. Es war zwar bloß ein Jahr. Aber es erschien ihm wie eine halbe Ewigkeit. Denn Kinder haben eine andere Zeitrechnung. Außerdem war seither viel passiert. Zu viel.

Die Welt war noch eine andere gewesen. Bis kurz vor der Eröffnung. Der großen Weltausstellung. Anno 1873. Keine bessere unbedingt. Aber eine andere. Da hatte der Vater zumindest noch Arbeit gehabt. Ab und an. Hatte er Schilder gravieren müssen. Viele sogar. Denn es kam ein Großauftrag. Für die Weltausstellung. Tag und Nacht. Arbeitete der Vater daran. Und der Sohn schaute ihm dabei genau zu. Und dann, eines Tages, hatte er sie hinbringen sollen. Zum Weltausstellungsgelände. Hatte er den Sohn mitgenommen. Den Ältesten. Den Thronfolger. Den Kronprinzen. Der ja in seine unseligen Fußstapfen treten sollte. Eines schönen Tages.

Die Kutschfahrt quer durch die ganze Stadt war so ziemlich das Aufregendste, was der junge Gustav bis dahin erlebt hatte. Denn eine Kutsche konnte man sich für gewöhnlich nicht leisten. Nur davon träumen. Genauso wie von einem Grammophon. Oder Heizkohle. Oder Heißwasser. Oder Hosen. Oder Brot. Aber bei diesem Gefährt hier handelte es sich auch nicht wirklich um eine Kutsche. Eher um ein Fuhrwerk. Ein elendes Gespann. Von Schindmähren gezogen. Für das die Handwerker zusammengelegt hatten. Um ihre Waren gemeinsam anzuliefern. Dementsprechend voll war es. Und laut. Und unbequem. Den jungen Gustav kümmerte es nicht. Denn sein großes Abenteuer hatte gerade erst begonnen.

Erst jetzt. Konnte er das ganze Ausmaß der Baustelle überblicken. Die Ringstraße. Beziehungsweise das, was eines schönen Tages die Ringstraße werden sollte. Der prächtigste Boulevard ganz Europas. Wenn nicht gar der ganzen Welt. Wien hatte sich viel vorgenommen. In diesen Tagen. Zu viel. Denn vieles befand sich noch im Bau. Die beiden Zwillingsbauten der Museen. Zum Beispiel. Waren noch lange nicht fertig. Aber man konnte ihre baldige Pracht und Größe bereits erahnen. Kunsthistorisches links. Naturhistorisches rechts. Beziehungsweise umgekehrt. Je nachdem. Von wo man kam.

Man passierte den Donau-Canal. Über die Rotunden-Brücke. Und dann ging es geradewegs hinein. In den Prater. Über die Rotunden-Allee. Rechts. Die Jesuitenwiese. Links. Der Constantin-Hügel. Der eigens für die Weltausstellung aufgeschüttet worden war. Damit man auch ja einen schönen Ausblick hätte. Auf die Rotunde. Und das ganze Ausstellungsgelände. Und später auf das Riesen-Rad. Vierundzwanzig Jahre später. Ein ganzer Hügel

also. Ein richtiger Berg. Denn der Glaube versetzt ja bekanntlich sogar Berge. Der Glaube. An den Fortschritt. An das Wachstum. An den Reichtum.

Das alles ist mächtig in die Hose gegangen. Man hatte sich mit alledem übernommen. Ringstraße. *Und* Weltausstellung. Das war zu viel. Des Guten. Purer Größenwahn. Eines riesigen Reiches. Das munter weiter expandierte. Weshalb sogar Berge versetzt wurden. Um es der ganzen Welt zu zeigen. Nämlich wer hier die Hosen anhatte. In Europa. Und zwar im Prater. Mittendrin. Hatte man also einen ganzen Berg aufgetürmt. Mit einem großen künstlichen See. Zu seinen Füßen. Und an seinem Abhang. Einen echten Wasserfall sogar! (Natürlich nicht minder künstlich.)

Im Galopp ging es nun. Quer über die Prater-Haupt-Allee. Über die schnurgerade Kaiser-Allee. Mit ihren Hunderten Kastanienbäumen. Und dann. Und dann. Dann. Endlich. Die Rotunde! Dieses gigantische, dieses kolossale Bauwerk, das man schon von weitem sehen konnte! Schon vom Linienwall aus! Dem Jungen stand der Mund offen. Er bekam ihn gar nicht mehr zu. Je näher sie diesem Ungetüm kamen. Diesem Gebirge. Aus Stahl. Und Glas.

Die Weltausstellung war zwar in diesen Tagen noch nicht eröffnet, aber es war für den elfjährigen Buben nicht minder aufregend, hier zu sein. Das alles sehen zu dürfen – und wenn es auch nur von außen war. Draußen. Hinter dem Bauzaun. Hinter der Absperrung. Verfolgte er das bunte Treiben herinnen. Wie so viele Wiener. Die nie und nimmer das Geld für die Eintrittskarte hätten aufbringen können. Genauso wie die Klimts. Drängten sich viele an der Absperrung. Die Zaungäste. Und beobachteten alles ganz genau. In diesen Tagen. Befand sich das alles hier noch im Bau. Legten die Arbeiter gerade letzte Hand an. Gaben dem Ganzen hier noch den letzten Schliff. Fasziniert schaute der Bub zu. Wie man die großen Glasscheiben nach oben zog. Auf die Rotunde. Die so riesig war, daß man den Kopf ganz weit in den Nacken legen mußte. Und noch weiter.

Es war das größte Bauwerk, das er überhaupt je gesehen hatte. Außer dem Stephansdom natürlich. Aber das hier, das erschien ihm wesentlich massiger, imposanter. Mit diesem aus Stein geschlagenen, mit riesenhafte Menschenfiguren verzierten Triumphbogen in seiner Mitte. Und dieser langgestreckten Halle. Schier unendlich. Und komplett aus Glas. Und darüber. Dieses gigantische Zeltdach. Diese Kuppel. Ganz aus Glas. So etwas hatte man bis dato noch nie gesehen. Zumindest in Wien nicht. Das war eine moderne Kathedrale. Und sie bestand nurmehr aus Glas. Und Stahl. Kein einziger Stein. Bis auf das Portal. Das lediglich schmückendes Beiwerk war. Und das mit dem Glaspalast an sich, mit dessen Statik und tragendem Konzept, nicht das geringste zu tun hatte.

Man zog die riesigen Glasscheiben hinauf. Unter lauten Zurufen. Die das Ganze noch viel dramatischer machten. Man schrie. Und man zog. Bis ganz nach oben. Mit Lastkränen. Über hölzerne Baugerüste. Welche um

die kreisrunde Stahlkonstruktion errichtet worden waren. Wie ein Korsett. Wie ein Mieder. Aus Holz. Das neue Material. Der Stahl. Löste nun das alte Baumaterial ab. Stahl. Und Glas. Und sonst nichts. Das war der Beginn einer neuen Ära. Jeder spürte es. Und auch der Bub spürte es.

Unten nun ein Riesenradau. Die Maschinen wurden angeliefert. Die Ausstellungsstücke. Die Exponate. Der kleine Junge drückte sein Gesicht ganz fest an den Zaun. Mein Gott. Was war das bloß? Gigantische Turbinen. Schwarz. Und mächtig. Wie Walfische. Nein. *Noch* größer! Es brach eine neue Ära an. Eine Ära der schieren Größe. Eine Ära des schieren Größenwahns. Alles wurde größer. Alles wurde riesig. Kolossal. Gigantisch. Unüberschaubar. Die Ozeandampfer. Die Lokomotiven. Die Brücken. Alles aus diesem neuen Material. Aus Stahl. Sogar die Bauwerke.

Man hatte die Gleise bis hierher verlängern müssen. Um die Waren aus aller Welt bis in die Hallen hineintransportieren zu können. Schnaubend. Und brüllend. Stampften die riesigen Dampf-Lokomotiven ein. Unzählige Waggons hinter sich herziehend. Bis an den Rand vollgefüllt. Mit Waren. Aus aller Welt. Den neuesten. Den kostbarsten. Und darüber. Über dem allem. Die gigantische Rotunde. Der Glaspalast. Wie eine Kathedrale. Wie ein Himmelszelt. Ein neues Firmament. Unter dem sich die gesamte Welt zusammenfinden sollte. In Wien. Staunend. Sprachlos. Und zutiefst beeindruckt. Von Wien. Dem Zentrum Mitteleuropas. Und bald schon. Zentrum der Welt. In wenigen Tagen nur.

Und über diesem allen. Noch weit darüber. Da stand der Vater. *Sein* Vater. Der große Held. Der Erretter der Weltausstellung. Denn ohne seine gravierten Schilder, könnte das Ganze hier erst gar nicht vonstatten gehen. Dessen war der Bub sich sicher. Schließlich mußten doch die Herrschaften aus aller Welt ganz genau wissen, wo es langgeht! Und dafür war sein Vater zuständig! Sein Vater machte den wichtigsten Job hier bei der ganzen Weltausstellung! Das Herz des kleinen Jungen schlug schneller. Nein. Es hämmerte regelrecht in seiner Brust. Wie der Stahlkolben dieser gigantischen Dampflokomotive neben ihm. Und plötzlich wurde ihm alles klar. Dies war der Augenblick. Der alles entzündende Funke. Die Initialzündung. Als er sich entschloß. Künstler zu werden. Wie sein Vater.

Er wollte fortan Künstler sein. Und nur das. Denn dann würde er ebenfalls so wichtige Aufgaben zu erledigen haben. Wichtige Menschen treffen. An einer wichtigen Ausstellung mitarbeiten. Einer welt-wichtigen Ausstellung sogar. Im Grunde erschien es ihm, als sei dies alles nur für seinen Vater erbaut worden. Diese prächtige, kolossale Rotunde! Als Monument. Und Mahnmal. Für seinen Vater. Den Helden. Den größten Vater von allen! Doch da hatte er noch nicht verstanden, daß sein Vater bloß ein einfacher Handlanger war. Ein gewöhnlicher Handwerker. Die Weltausstellung hätte auch genausogut ohne dessen gravierte Schilder über die Bühne gehen können. Aber für den Sohn war der Vater an diesem Tag der große Held. Ein Vorbild. Dem es tunlichst nachzueifern galt.

Aber das alles war bereits ein Jahr her. Inzwischen hatte sich einiges verändert. Die Welt hatte sich verändert. Wien hatte sich verändert. Die Wirtschaftslage hatte sich verändert. Die Auftragslage hatte sich verändert. Der Vater hatte sich verändert. Und der Sohn hatte sich verändert. Inzwischen war er zwölf Jahre alt. Und das ist ein großer Unterschied. Ein Riesenunterschied. In diesem Alter. Ob man nun elf. Oder zwölf Jahre alt ist. Mit elf Jahren ist man noch ein Kind. Da sieht man die Welt noch durch eine rosarote Brille. Durch die Augen eines Kindes eben. Mit zwölf hingegen, ist man fast schon erwachsen. Da sieht man die Welt dann plötzlich klar und nüchtern. Eben so. Wie sie nunmal ist. Auch den Vater. Und der beschwerte sich immerzu. Es wurde von Tag zu Tag schlimmer. So kam es dem Sohne jedenfalls vor. Der Vater jammerte. Und beklagte sich. Und schließlich. Bemitleidete er sich sogar. Selbst. Ach! Und. Oh! Weh! Wäre seine Familie doch niemals von Böhmen hierher nach Wien gezogen! Pfl egte er immerzu zu sagen. Schließlich traf es ja bei einem Börsenkrach und bei einer Wirtschaftskrise die Hauptstadt stets zuerst. Und zudem noch unmittelbarer. Und um ein Vieles härter. Als die Provinzen.

Die Mutter weinte oft. In letzter Zeit. Tat es der Vater vermutlich auch. Aber wenn, dann nur heimlich. Und nicht vor den Kindern. Natürlich. War er ein eigenbrötlerischer Typ. Nicht ungesellig. Aber ein ruhiger und wortkarger Mensch. Der seinen Kummer stets in sich hinein fraß. Und cholerisch war er auch. Wenn ihm alles zu viel wurde. Da wußte er sich nicht besser zu helfen. Als zu schreien. Und zu brüllen. Wie ein Affe. Wie ein Pavian. Und zu toben. Und sogar Watschen auszuteilen. Das hatte er wiederum von seinem Vater geerbt. Es vererbte sich. Das Übel. Von Vater. Auf Sohn. Von Generation. Zu Generation. Auch Gustav würde dies noch zu spüren bekommen. Es sollte ihm sehr vieles verbauen. Genauso wie dem Vater. Andere, die nicht cholerisch waren, die sich beherrschen konnten, wurden sogar mitunter in den Adelsstand erhoben. Choleriker hingegen nicht.

Die Mutter jedoch, eine „waschechte Wienerin“, wie sie sich selbst zu bezeichnen pfl egte (obwohl ihre Familie aus dem Burgenland stammte) war genau das Gegenteil. Sie hielt nicht lange mit ihrer Meinung zurück. Und hinterm Berg. Das konnte sie nicht. Denn ihr fehlte es an Selbstkontrolle. Ihr Temperament war es. Das ging stets mit ihr durch. Oftmals weinte sie. Und schrie. Um im nächsten Augenblick wieder zu lachen. Stets redete sie drauflos. Ohne zuvor überhaupt nachgedacht zu haben. Eigentlich immer. So zumindest empfand es der junge Gustav. Sie plapperte. Und schnatterte. Und übertrieb. Und bauschte auf. Und sah schwarz. Wo noch Licht war. Und keinen Ausweg. Wo ein letzter Funke Hoffnung war. Zerstörte Träume. Rächen sich. Immer. Und führen stets zu großem Frustrationspotential. Und somit zu großen Emotionsausbrüchen. Zumal bei

Menschen mit Temperament. Zumal bei kreativen Menschen. Deren Kreativität niemals gefördert wurde. Deren Kreativität brutal im Keim erstickt wurde. Und somit niemals ausgelebt wurde. Das führte dann zu diesen ganz großen Emotionsausbrüchen. Bühnenreif. Das ganz große Drama.

Wüste Streitereien zwischen den Eltern waren daraufhin die unausweichliche Folge. Stets wurde alles nach Außen gekehrt. Laut. Und theatralisch. Zumindest von Seiten der Mutter. Die keinen Hehl daraus machte, daß sie gerne Opernsängerin geworden wäre. Wenn sie gutgelaunt war (was immer seltener war). So sang sie fröhliche Arien. *Così fan tutte*. *La Traviata*. *La Cenerentola*. Während sie die Wäsche aufhängte. Ging es ihr jedoch schlecht (was immer öfter der Fall war). So glich es der Aufführung eines Dramas. *Norma*. *Medea*. *Macbeth*. Der Gesang wurde dann schnell zum Geschrei. Hoch. Schriill. Und durchdringend. Es drang. Durch Mark und Bein. Und es ging. Einem ans Herz. Vor allem den Kindern. Denn die Kinder vermochten es nicht auseinanderzuhalten. Was denn nun Theater war. Und was bitterer Ernst. Wenn die Mutter fröhlich war. Dann richtig. (Und zwar so, daß es der halben Nachbarschaft zuteil wurde.) War sie aber unglücklich. Dann ebenfalls richtig. (Und zwar so, daß die ganze Nachbarschaft die Fensterläden schließen mußte.) Himmelhoch jauchzend. Und zu Tode betrübt. Eigentlich hätte *sie* die Böhmin sein müssen. Und der Vater der Wiener. Aber es war genau umgekehrt. Dann hieß es stets: „Ich hätte eine große Carrière im K.u.K. Hof-Opern-Theater machen können! Alle meine Musik-Lehrer bescheinigten mir stets ein ausgesprochenes Talent! Doch was ist statt dessen geschehen? Da sitze ich nun in der Vorstadt, in einem Loch von Behausung, mit sieben Kindern am Hals – und weiß nicht einmal, wie ich sie durchfüttern soll!“

Für Gustav und seine Geschwister lag es auf der Hand. *Sie* waren das Problem! Gäbe es sie nicht, so hätte das Leben der Mutter keine derart unerfreuliche Wendung genommen. Dann wäre sie heute eine gefeierte Operndiva. Mit Audienzen. Beim Kaiser. Und mit einer Villa. Nahe Schönbrunn. Doch es war alles ganz anders gekommen. Eben weil *sie* gekommen waren. Seine um zwei Jahre ältere Schwester, Klara, pflegte ihn in derartigen Situationen stets beiseite zu nehmen und zu trösten. Der Vater sagte zu alledem nichts. Er schwieg sich aus. Und so waren es die Frauen. Welche das Leben des Jungen bestimmten. Allem voran die Mutter. Mit ihrem ausgeprägten Sinn für Theatralik. Vom Gemüt folgte der Sohn ganz seinem Vater. Und doch verstand er sich besser mit der Mutter. Eben weil sie so lebhaft war. Und irrational. Denn war schließlich nicht das ganze Leben so? Sind nicht gerade *dies* die beiden Hauptattribute des Lebens? So dachte er. Lebhaftigkeit. Und Unvernunft. Schienen ihm zudem auch die Hauptattribute einer jeden Frau zu sein. Schließlich kannte er es ja nicht anders.

Außerdem förderte die Mutter seine Phantasie. Sie bestätigte ihn. Sie bestärkte ihn. Im Zeichnen. Und zwar im *freien* Zeichnen. Kritisiert ein Vater seinen Sohn durchaus. Und zwar immerzu. Zumal, wenn er selbst

ein Künstler ist. Also ein Fachmann. In diesen Dingen. Dann weist er stets auf die falsche Proportion hin. Selbst wenn diese vom Sohne durchaus beabsichtigt war. Er weist auf die schiefe Optik und auf die unschlüssige Perspektive hin. Selbst wenn diese vom Sohne beabsichtigt war. Er kritisiert die unzulängliche Schraffur. Selbst wenn diese vom Sohne beabsichtigt war. Muß er es einfach tun. Ob er will. Oder nicht. Denn schließlich obliegt ihm die korrekte Schulung seines Sohnes. Eine Mutter hingegen, die lobt ihren Sohn. Sie findet alles gut. Was er macht. Und zwar immer. Selbst wenn er ein Meuchel- und Massenmörder ist. Das liegt in der Natur. Der Sache. Und einer Mutter. Denn Mutter und Sohn. Das ist eine ewige, verzwickte und vertrackte Geschichte.

Sie ermunterte ihn. Zum Malen. Mit Farben. Fehlte natürlich das Geld. Und zwar völlig. Also zeichnete er. Mit Stift. Und Papier. Allerdings auch nicht. Denn dafür fehlte das Geld ebenfalls. Aber er zeichnete dennoch. Und trotz alledem. Und zwar mit allem. Was er finden konnte. Manchmal. Wenn der Köhler kam. Und dem Jungen ein paar Bruchstücke Kohle in die Hand drückte. Manchmal. Bei Aushubarbeiten. Unweit des Hauses. Wenn alte Tonziegelscherben zum Vorschein kamen. Wurden diese schnell eingesackt. Denn mit ihnen ließ es sich ebenfalls vortrefflich zeichnen. Auf dem Boden. Vor dem Haus. Kohlrabenschwarz. Und Ziegelrot. Was bei den Nachbarn natürlich immer wieder auf grobes Unverständnis stieß. Und ihm regelmäßig Ärger einbrachte. (Denn die Bewunderung für sein Genie hielt sich in diesen jungen Jahren noch in Grenzen.) Die zwei kläglichen Schulstifte. Und die drei teuren Schulhefte. Dienten wohl kaum als Zeichenmaterial. Obwohl er es heimlich dennoch versuchte. Aber er hatte da natürlich auch die Kreiden. Und die kleine Schiefertafel. Die dienten ihm bald täglich als Zeichenwerkzeug. Ein sehr vergängliches allerdings. Aber war es nicht mit allem so? Wie gewonnen. So zerronnen. Dachte er. Nichts ist für die Ewigkeit. Und ins Grab geht man schließlich nackt. Und so weiter. Und so fort. Alles schlaue Sprüche der Mutter. Die ja nun wirklich nichts hatte. Was sie ins Grab hätte mitnehmen können. Sie hatte ja nicht einmal etwas. Zu verlieren.

Längst schon hatten sich die Lehrer damit abgefunden. Der junge Klimt ist ein fleißiger Zeichner. Sagten sie. Und überdies sehr talentiert. Ständig wurde er nach vorn gerufen. An die Tafel. Weil er die schönste Handschrift hatte. Und zwar mit Abstand. Und wie er es liebte! Da vorn zu stehen. So prominent. Und von allen bewundert. Wenn schon nicht daheim. Dann hier. In der Schule. Ja. Er liebte es. Zur Schule zu gehen. Denn hier war es besser als daheim. Viel besser. Man hatte mehr Platz. Man hatte sogar ein eigenes Pult. (Mit einem Geheimfach sogar!) Und eine eigene Sitzbank. Hier war es warm. Auch im Winter. Immer geheizt. Was man von seinem Zuhause nicht unbedingt behaupten konnte. Er liebte die Schule. Und er war ein außerordentlich guter Schüler. Sehr gut sogar. Niemals hatte er schlechte Noten. Er liebte es. Dieses Gefühl. Gebraucht zu sein. Zu etwas

nütze zu sein. Eine Aufgabe zu haben. Eine Beschäftigung. Denn wahres Genie muß beschäftigt werden. Und zwar immerzu. Es muß lernen. Und er liebte es. Zu lernen. Zu schreiben. Und zu zeichnen. Auf dieser Tafel. Vor den Augen aller. Mit diesen Kreiden. Das war pure Magie für ihn. Ein Inbegriff der Schönheit. Und der Vergänglichkeit. Alle Liebesmüh war bald schon wieder hinweggewischt. Mit einem nassen Schwamm. Und dennoch. Auf zu neuen Taten! Die Übung macht ja schließlich und bekanntlich den Meister! Sie hatten ebenfalls einen Löwenanteil an seiner späteren Künstlerkarriere. Diese Tafel. Und diese Kreiden. Sogar farbige Kreiden gab es! Die Reste, die zu Boden fielen, die steckte er sich manchmal in die Tasche, um daheim damit arbeiten zu können. Eigentlich mehr spielen. Als arbeiten. Denn ein anderes Spielzeug hatte er selbstverständlich nicht.

Den Lehrern war es nur recht so. Daß da wer an der Tafel stand. Und ihnen die Arbeit abnahm. Die halbe Arbeit. Zumindest. (Denn kein Lehrer liebt es, an die Tafel zu schreiben.) Und mehr noch. Einige von ihnen förderten und unterstützten ihn noch darin. Ein Handwerk konnte schließlich niemals schaden. Zumal in Zeiten wie diesen. Wo Wien praktisch neu entstand. Wo es völlig neu erfunden wurde. Da brauchte man Handwerker. Aller Art. Und gute obendrein. Das sagte nicht nur der Vater. Das sagte auch der Zeichenlehrer. Der dem Jungen ab und an Bleistifte und Papier zusteckte. Damit er üben könne. Brav. Und fleißig. War er selbst unverheiratet. (Wie fast alle Kunstlehrer. Ergo gescheiterten Künstler.) Und verdiente recht passabel. Somit konnte er den Jungen fördern. „Er hat nun mal ein ausgesprochenes Talent, dieser Klimt.“ Pfl egte sein Zeichenlehrer stets zu sagen. Nicht zu ihm direkt. Aber zu den anderen. Zu seinen Mitschülern. Und die bewunderten ihn dafür. Neidisch waren sie nicht. Als Kind ist man neidisch auf anderes. Auf die Glasmurmeln der anderen. Zum Beispiel. (Weil man selbst nur eine Handvoll Murmeln aus Ton besitzt.) Auf die Bonbons der anderen. Auf die schönen Zöpfe. Oder auf die neuen Strümpfe. Aber niemals auf Talent. Das kommt erst später. Wenn man erwachsen ist.

Aber schließlich fällt der Apfel ja nie weit vom Stamm. Immerhin verfügte sein Vater als Graveur über eine außerordentlich ruhige Hand. Und war selbst ein sehr guter und genauer – wenn auch ein wenig phantasieloser – Zeichner. Aber dieses Manko an Phantasie, machte dann seine Mutter mit einem Streich wieder wett. Auch wenn es ihnen, materiell gesehen, am schlechtesten ging, fertigte sie für die Kinder rasch Kostüme aus Stoffresten, Decken oder Laken an. Und ließ sie damit Szenen aus den derzeit modernen Opern nachspielen. Durch sie empfing der junge Gustav sein gutes Gehör und seine tiefe Liebe zur Musik. Und was war es schließlich anderes. Das Malen. Als lediglich eine Art visuelle Umsetzung kosmischer Musik. Die man als Künstler immerfort empfängt. Entweder, man gibt sie, mittels eines Instruments, wieder. Oder aber man sublimiert sie. Und läßt

sie, lediglich mittels eines anderen Mediums, sich manifestieren. Zu Materie werden. Die sich dann sehen lassen kann. AN.sehen. Und AN.fassen. Also ER.fassen. Beziehungsweise. AN.greifen. Und BE.greifen. Und zwar für alle. Auch für jene, welche nicht imstande sind, diese kosmische Musik zu hören.

Da das Geld für ein Piano oder eine Violine bei weitem fehlte, übertrug der junge Klimt seine Musik in Striche und Kurven. Unter besseren Umständen wäre er wohl ein Klaviervirtuose geworden. Doch die Umstände dienen stets dem Schicksal. Das konnte er in diesen jungen Jahren noch nicht wissen, aber bald wußte er es. Das Schicksal hatte Größeres mit ihm vor. Wäre er als verzogener Sohn reicher Eltern zur Welt gekommen, so hätte er wohl die Bank- oder Produktionsgeschäfte seines Vaters übernommen. Sie übernehmen *müssen*. Zumindest damals. Wäre dann, in seinem pflichterfüllenden Alltagsleben, mit Sicherheit kein Platz mehr für Musik, oder gar für Malerei, gewesen. Da er jedoch in völliger Armut heranwuchs, lernte er bereits sehr früh, sich in die Welt der Kunst zu flüchten. Seine Phantasie auszuleben. Auf sein Gefühl zu vertrauen. Und nicht auf das Gefühl anderer. Auf die göttliche Stimme zu hören. Und nicht auf die Stimmen anderer. Somit schult man sich im Schöngeistigen. Denn ein Schöngeist, der ist und bleibt immer ein Schöngeist. Und ein Künstler, der ist und bleibt immer ein Künstler. Komme, was wolle. Denn er ist es. Schon vom Augenblicke seiner Geburt an. Und er bleibt es. Auch lange über den Augenblick seines Todes hinaus. Ein Künstler ist immerwährend. Er ist universell. Wie die göttliche Musik. Die er immerzu empfängt. Oder die Worte. Oder die Bilder. Er wird aber erst durch seine Lebensumstände zu dem, was er ist. Zu dem, was er sein *soll*.

Das alles wußte der junge Mann noch nicht. Der sich soeben auf der Schwelle befand. Vom Kindein. Zum Mannesalter. Dessen Bartflaum erst in den letzten Tagen zu sprießen begann. Ganz vorsichtig. Und am liebsten. Spielte er. Mit Tieren. Oder mit der Stoffpuppe seiner Schwestern. Auf der anderen Seite aber. War er für sein junges Lebensalter ausgesprochen ruhig. Und vernünftig. Teilweise. Nahezu. Weise. Denn er verstand es bereits in jungen Jahren. Im Einklang mit der Natur zu leben. Was bedeutet: im Einklang mit *seiner* Natur. Im Einklang mit sich selbst. Er erkannte seine Aufgabe. Er erkannte seine Bestimmung. Und die lautete: Künstler werden. Und der Welt Schönes zu geben. Sie an seiner inneren Schönheit teilhaben zu lassen. Eine Welt, die an sich nicht gerecht war. In der es unbeschreiblich mehr Verlierer als Gewinner gab. Das wußte er. Denn das hatte er am eigenen Leibe erfahren müssen. Seine ganze Familie gehörte eindeutig dazu. Zu den Verlierern.

Wenn man kein Geld für Schönes hat. Dann muß man das Schöne eben ersinnen. Man muß es sich ausdenken. Es zum Vorschein bringen. Mittels weniger Striche. Oder Gesten. Es in die Welt bringen. Es sich materialisieren lassen. Ein Künstler ist ein Medium. Er vermittelt zwischen zwei Wel-

ten. Der sichtbaren. Und der unsichtbaren. In der sichtbaren Welt. Lebten die Klimts wie Vagabunden. Zu neunten in einem Zimmer. In Bassena-Wohnungen. Mit morschen und knarrenden Pawlatschengängen. Winzigen Fenstern. Und feuchten Wänden. Die Jüngsten weinten. Immerzu. Weil sie Hunger litten. Die Ältesten hielten tapfer den Mund. Immerzu. Doch da gab es noch die innere Welt. Die Welt des Lichts. Die Welt des Reichtums. Die Welt des Glücks. Im Grunde, so sollte er später erkennen, ist der Künstler nichts anderes als ein Priester. Ein Geistlicher. Auch er erkennt die andere Welt. Auch er sieht sie als gegebene Realität an. Auch er macht sich diese andere Welt zu nutze. Um anderen Menschen zu helfen. Um sie glücklich zu machen. Denn ein Künstler schafft stets für andere. Niemals. Für sich allein.

Und schließlich, doch auch das sollte er erst viel später erkennen, gibt es kein Glück. Ohne Leid. Keine Schönheit. Ohne Häßlichkeit. Denn erst das Leid. Erzeugt das Glück. Es erzeugt die Fähigkeit. Das Glück überhaupt erst erkennen zu können. Und genauso verhält es sich mit der Häßlichkeit. Nur wer die Häßlichkeit kennt. Wer sie gesehen hat. Der kann sie von der Schönheit unterscheiden. Und der. Der nichts hatte. Der die absolute Armut und den totalen Verzicht am eigenen Leibe erfahren hat. Nur der ist überhaupt in der Lage. Das zu schätzen. Was er später hat. Und überdies. Anderen etwas davon zu geben. Etwas *von Herzen* zu geben. Zu teilen. Und sei es nur sein Mitgefühl. Es ist insofern nur gerecht. Unter Umständen. Daß man als Künstler Geld dafür bekommt. Einen Lohn. Eine Entschädigung. Eine Kompensation. Für all die aufgebrauchte Mühe. Und Zeit. Denn auch ein Künstler. Lebt nicht. Allein. Von Luft. Und Liebe. Aber es ist keine Voraussetzung. Fürs Geben. Zudem mindert dieser Lohn die Art der Gabe nicht. Und genauso wenig vergrößert er sie. Denn ein Meisterwerk ist. Und bleibt. Für immer. Und ewig. Ein Meisterwerk. Auch wenn es nichts kostet. Kostet es viel. Umso besser. (Für den Künstler.)

Sieben kleine Kinderlein.  
 Die trafen eine Hex'.  
 Eines kochte sie sich ein.  
 Da waren's nur noch sechs.

Heute war etwas anders. Irgend etwas stimmte nicht. Das fiel Gustav sofort auf. Was es war, konnte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht sagen. Aber bald wüßte er es. Es war still. Verdächtig still. Die Ruhe vor dem Sturm. Denn die Kleine schrie nicht. Sie weinte nicht. Wie sonst immer. Den ganzen Tag lang. Und die ganze Nacht. Aber vor allem am Morgen. An diesem Morgen. Jedoch. Blieb alles still. Totenstill. Er wagte also einen Blick nach rechts. Irgendwie hatte er es im Gefühl gehabt. So eine Art Vorahnung. Denn die Kleinste, Anna, war ja immerzu krank gewesen. Ihr Herz war schwach. Und ihre Lungen auch. Sie litt unter Atemnot. War ständig verschleimt. Hatte immerzu gehustet. Und eine graue Gesichtsfarbe. In einem Gesicht. Das nicht das Gesicht eines Säuglings war. Oder das eines Kleinkindes. Es war das Gesicht. Einer Erwachsenen. Einer alten Frau. Die bereits alles gesehen und erlebt hatte. AN.NA. Wie die Mutter. So die Tochter.

Heute war ihr Gesicht noch grauer als sonst. Nein. Es war geradezu grün. Grüngrau. Graugrün. Und ihre Lider waren halb geöffnet. Und ihr Mund auch. Sie gab keinen einzigen Mucks von sich. An diesem Tag. Der alles verändern sollte. Und sie rührte sich auch nicht. Auch dann nicht, als er sie anstieß. Erst zaghaft. Und vorsichtig. Dann schließlich fester. Aber es tat sich nichts. Zudem fühlte sie sich kalt an. Unnatürlich kalt. Wie eine Puppe. Oder wie eine Skulptur. Aber nicht wie ein Mensch. Aus Fleisch. Und Blut. Es war nicht das erste Mal. Daß er einen toten Menschen gesehen hatte. Aber es war immerhin seine kleine Schwester. Sein eigen. Fleisch. Und Blut. Und das machte es schlimm. Es war übrigens die Zweitkleinste. Anna. Nicht die ganz Kleinste. Johanna. Denn die war gerade erst ein Jahr alt.

„Mama!“, flüsterte er schließlich, „Mit dem Annerl stimmt was nicht. Ich glaube, sie ist thot!“

Was nun geschah, sollte sein Leben für immer und ewig verändern. Und das seiner Geschwister ebenfalls. Vor allem das. Der ältesten beiden Schwestern. Denn die Mutter reagierte. Sie reagierte über. Sie überreagierte. Sie drehte durch. Und zwar völlig. All das Leid. Und die Frustration. Der letzten Jahre. Über ihre Lebenssituation. Über ihre Wohnsituation. Über ihre finanzielle Situation. Über ihre ausweglose Situation. Entluden sich plötzlich. In einer Art unkontrolliertem Gewitter. Wie bei einem defekten Generator. Der ständig unter Strom steht. In einem völligen Nervenzusammenbruch. Noch nie hatte Gustav seine Mutter in ei-

nem derartigen Zustand erlebt! Sie war außer sich. Sie schrie. Sie weinte. Sie wehklagte. Wie in einem Shakespeare'schen Drama. Oder wie in einer antiken Tragödie. Streckte die Mutter das tote Kind gen Himmel. Sie verfluchte Gott. Und sie verfluchte ihren Ehemann. Und dies würde sich auch fortan nicht mehr ändern. Es würde niemals wieder besser werden. Das wußte er.

Es gibt ja bekanntlich verschiedene Stadien der Trauer. Zunächst einmal. Glaubt man das alles nicht. Man kann es einfach nicht glauben. Kann es nicht fassen. Man verweigert sich. Der Realität. Die viel zu schmerzhaft wäre. Dann jedoch. Reagiert man mit Wut. Und Haß. Mit Enttäuschung. Dann versinkt man. In Selbstmitleid. Und in Kummer. Man resigniert. Und schließlich. Wenn Gott will. Akzeptiert man es. Seine Mutter allerdings. Bewegte sich bloß zwischen Stadium zwei und drei. Sie glaubte es. Wollte es aber nicht akzeptieren. Mit ihrer Verzweiflung. Und Trauer. Marterte und zerfleischte sie sich selbst. Mit ihrer Wut. Und ihrem Haß. Marterte und zerfleischte sie den Vater. Denn der war ja schuld! Das alles wäre nicht passiert. Wenn er doch nur eine vernünftige Anstellung gefunden hätte. Wenn er fleißiger arbeiten würde. Wenn er mehr wirtschaftliches Geschick an den Tag legen würde. Wenn er mehr Mut besäße. Und Durchsetzungswillen. Denn dann hätte man auch genug zu essen. Man hätte genug Kohle, um einzuheizen. Und dann müßten auch keine kleinen, fünfjährigen Kinder sterben. Anna. Ach. Anna. Wie die Mutter. So die Tochter.

Für Gustav war diese Erfahrung extrem belastend. Traumatisierend. Er selbst würde keine Familie haben wollen. Zumindest nicht in dieser Form. Es würde ohnehin in die Hose gehen. Und nur weiterhin Unglück verbreiten. Das sah er jetzt. Er hatte seine Lektion gelernt. Und seine beiden ältesten Schwestern ebenfalls. Denn sie kamen. Und sahen. Wie die Mutter sich quälte. Wie sie sich aufgab. Und zwar völlig. Wie sie jeglichen Lebenswillen verlor. Auch den allerletzten Rest davon. Während der Vater sich in Schweigen hüllte. Und zwar völlig. Wie immer eben. Während die Mutter schrie. Und weinte. Und tobte. blieb er völlig ruhig. Je mehr sie schrie. Und weinte. Und tobte. Desto ruhiger wurde er. Er saß bloß da. Mit glasigem Blick. Aber er weinte nicht. Er weinte niemals. Auch jetzt nicht. Er zog sich zurück. Und zwar völlig. In sich selbst.

Die Kinder, zumal die vier ältesten – also Klara, Hermine, Gustav und Ernst – mißinterpretierten dies völlig. Sie verstanden es nicht. Und sie ließen sich vom Theater der Mutter beeindrucken. Und beeinflussen. Sich in die Irre leiten. Vom Wege abbringen. Sie hielten den Vater für kalt. Gleichgültig. Unbarmherzig. Herzlos. Ja. Der Vater. Dieser Vater. Der ihnen ohnehin schon dies alles hier angetan hatte. Und der jetzt womöglich auch noch froh war. Und erleichtert. Daß es ein Maul weniger war. Das er zu stopfen hatte. Dieser Rabenvater. Der hatte kein Herz. Jetzt sahen sie es. Jetzt wußten sie es. Wie konnte es schließlich anders sein. Wo ja

der Vater keine einzige Träne vergoß? Zumal für sein soeben erst verstorbenes Kind. Seine kleine Tochter. Von nur fünf Jahren. Ja. Der Vater war schuld. Tatsächlich. War der Vater an *allem* Schuld. An allem! Denn er war ja schließlich für alles verantwortlich. Auch für den Tod. Dieses Kindes. Seiner Tochter. Und ihrer kleinen Schwester. Dieser elende Vater. Der Gevatter. Tod. ER. Hatte sie erst alle in diese Lage gebracht. ER. Schaffte es nicht. Sie alle zu ernähren. ER. Schaffte es nicht. Eine warme und komfortable Wohnung zu beschaffen. Für neun Leute. ER. Schaffte es nicht. Einen guten Arzt zu holen. Und somit das Leben seiner kleinen Tochter zu retten. Und zu erhalten. Denn das wollte er womöglich gar nicht. Schließlich hatte er ja noch sechs andere Gefraster in petto. Nein. Der Vater war ein Versager. Jetzt war es also offiziell. Das war der Beweis. Definitiv. Und unumstößlich.

Die Mutter hingegen. Stieg mit einem Schlag auf. Mit einem Ritterschlag. In der Familienhierarchie. Und in der kanonischen. Da schaffte sie es bis ganz hinauf. In den Rang einer Heiligen. Nein. Der Heiligsten. In den Rang. Einer Madonna. Einer Schutzmantelmadonna. Einer Schmerzensmadonna. Noch oft hatte Gustav daran denken müssen. Später. In seinem Leben. Wie die Mutter dasaß. Mit leerem Blick. Völlig apathisch. Und die Kleine in ihrem Arm wog. Beziehungsweise das. Was von ihr übriggeblieben war. Dieser letzte Rest. An schlaffem Körper. Leblos. Und winzig. Zerbrechlich. Grau. Und gläsern. Mit blauen Adern durchsetzt. Noch oft hatte er daran denken müssen. Später. In seinem Leben. An diesen Anblick. Der herzerreißend war. Und der ihn niemals wieder losließ. Der ihn festhielt. In einer lähmenden und erstickenden Umklammerung. Wie die Pietà. Von Michelangelo. Aus Stein. Grauweiß. Und kalt. Mit blauen Adern durchsetzt. Die Mutter war eine Madonna. Eine Schmerzensmadonna. Eine Heilige. Sancta Anna.

Gustav wurde seither von schrecklichen Albträumen geplagt. Verfolgt. Und geplagt. Oft erwachte er. Schweißgebadet. Mitten in der Nacht. Weil er sich vergewissern wollte. Daß sie alle noch lebten. Vor allem die Kleinste. Johanna. Die war ja gerade erst ein Jahr alt. Völlig wehrlos. Schutzlos. Ausgeliefert. Dem Tod. Denn er ging um. Der Gevatter. Schwarz. Und unheimlich. Mit seiner knöchernen Hand. Und mit seiner Sense. Die alles niedermähte. Was sich ihr in den Weg stellte. Er hatte ihn selbst kommen hören. Den Sensemann. Er hatte ihn gespürt. Diesen eiskalten Lufthauch. Eiskalt. Skrupellos. Und ohne ein jegliches Gefühl. Er kam. Sah. Und holte. Sich alles. Was er wollte. Ohne Rücksicht. Auf Verluste.

In den dunklen Ecken und Winkeln des Zimmers. Da sah er es. Diese Schatten. Sie bewegten sich. Freilich. Nur dann. Wenn man nicht hinsah. Also ließ er es bleiben. Tunlichst. Und rasch. Kniff er seine Augen zu. Aber manchmal. Als er sie gerade erst geöffnet hatte. Da sah er es. Diese Bewegungen. Der Schatten. In der Dunkelheit. Da war etwas in diesem Zimmer. Etwas anderes. Etwas Fremdes. Etwas Böses. Etwas Hungriges.

Das sich sehnte. Und sich förmlich verzehrte. Nach Menschenfleisch.

Die Zweitjüngste hatte es erwischt. Sie war ja von Anfang an kränklich gewesen. Und schwach. Aber es hätte auch jeden anderen treffen können. Auch ihn selbst. Schweißgebadet überlegte er. Wie im Fieber. Wer denn wohl als nächster an die Reihe käme. Wer denn wohl als nächster dran glauben müsse. Denn offensichtlich gelang es dem Vater nicht. Seine Familie am Leben zu erhalten. Diese Überlegungen machten ihn fertig. Und zwar regelrecht.

Gestern. So dachte er. Da waren sie noch zu siebt. Sieben Kinder. Eine bunte Schar. So. Wie sie auf die Welt gekommen waren. Und zwar immer schön. Der Reihe nach.

Klara. Gustav. Ernst. Hermine. Georg. Anna. Johanna.  
(Die Formel lautete:)

Mädchen. Bube. Bube. Mädchen. Bube. Mädchen. Mädchen.

Heute jedoch. Da waren sie nur noch zu sechst:  
Klara. Gustav. Ernst. Hermine. Georg. Johanna.  
(Die neue Formel lautete:)

Mädchen. Bube. Bube. Mädchen. Bube. Mädchen.

Etwas störte noch an dieser Formel. Sie war nicht gleichmäßig. Einer war zuviel. Nämlich einer der beiden älteren Buben. Gustav. Oder Ernst. Einer von ihnen beiden mußte wohl oder übel als nächster dran glauben. Einen von ihnen beiden würde es ganz sicher als nächstes erwischen. Und tatsächlich. Nach der kleinen Anna. Stand als nächstes der junge Ernst auf der Abschußliste. Sobald der Sensemann mit ihnen allen fertig war. Wäre die heilige Ordnung wieder hergestellt. Denn dann würde die Formel lauten:

Klara. Gustav. Hermine. Georg. Johanna.  
(Also:)

Mädchen. Bube. Mädchen. Bube. Mädchen.

Ganz schön. Gleichmäßig. Denn der Tod ist ein elender Pedant. Nichts weiter. Als ein kleiner Beamter. Ein phantasieloser Bürokrat. Ein klein-geistiger Buchhalter.

# 1876-1883

(Lehrjahre)

Wenige Tage noch. Und er würde sein Abschlußzeugnis erhalten. Nach acht Jahren Volks- und Bürgerschule. In Wien Neubau. Doch was dann? Seine Lehrer, die ihn auch im Zeichnen bestärkten, drängten ihn zu einer künstlerischen Karriere. Vor allem sein Zeichenlehrer. Das war in diesen Tagen nichts Außergewöhnliches. Denn Wirtschaftskrise hin. Oder her. Der Bau der Ringstraße. Die doch nun schon einmal begonnen worden war. Vor beinahe zwanzig Jahren schon. Der mußte auch zu Ende geführt werden. Koste es. Was es wolle. Es bestand demnach durchaus Bedarf. Und kein Mangel. An talentierten Künstlern. Im gründerzeitlichen Wien. Der Ringstraßenära. Wirtschaftskrise hin. Oder her.

„Sehr guth!“, der Zeichenlehrer beugte sich über seine Schulter, „Ausgezeichnet!“

Klimt seufzte. Er haßte es. Wenn sich der Lehrer so an ihn heranmachte. Sich anpirschte. Wie ein Tiger. Lautlos. Und von hinten. Doch dessen unablässige Komplimente machten das alles wieder wett. Denn der Lehrer war selbst ein sehr guter Zeichner. Alles, was Gustav diesbezüglich gelernt hatte, wußte er von ihm. Nun. Fast alles. Denn der Vater zeichnete ja ebenfalls sehr gut. Und präzise. Nur war dieser ein wenig pedantisch. Der Zeichenlehrer hingegen. Erklärte besser. Und zwar. Mit Methode. Er brachte es ihm näher. Die verschiedenen Techniken. Schließlich. Gehört eine Schraffur mit System gesetzt. Das hatte er gelernt. Wie bei Dürer. Und die Schatten. Die konnte man auch nicht beliebig über das Bild verteilen. Alles hatte seine Ordnung. Im Bild. Wenn es schon im wahren Leben nicht so war. Zumindest. Im Bild. Gab es ganz feste Regeln. So war es immer schon.

Selbst in der Kunst. Die ja an sich frei ist. Oder es zumindest sein sollte. Gibt es feste Regeln. Und Gesetze. Zumindest damals. Gab es ein System. Und eine Methode. Schließlich war es ja auch ein Handwerk. Wo alles seine Regeln hatte. Und seine Gesetze. Diese waren dem Jungen nicht immer recht. Aber er hielt sich brav daran. Zumindest hier. In der Schule. Denn schließlich hatte er zu diesem Zeitpunkt keine andere Wahl. Noch nicht. Was der Lehrer sagte, gehörte getan. Denn schließlich saß der Lehrer. Stets. Am längeren Hebel. Eines Tages. Da würde er auf all diese Regeln und Gesetze verzichten. Er würde darauf pfeifen. Auf all diesen mühsamen und unnötigen Schnickschnack. Dann würde er nurmehr das tun. Und lassen. Was *er* wollte. Und nicht das. Was andere ihm sagten. Oder ihm vorschrieben. Oder von ihm erwarteten. Er würde die Kunst befreien. Sie aus ihren Ketten lösen. Sie aus ihrem Gefängnis führen. Der Zeit. Ihre Kunst. Der Kunst. Ihre Freiheit. Doch alles zu seiner Zeit. Alles der Reihe nach. Denn gut Ding. Braucht Weile.

Petit. à. Petit.

L'oiseau. Fait son nid.

(Geäst. Für. Geäst.  
Baut der Vogel. Sein Nest.)

(Französisches Sprichwort)

„Sehr schön!“, der Zeichenlehrer riß ihm das Blatt unter den Händen weg und präsentierte es der ganzen Klasse, „Seht ihr? So gehört es gemacht! Sehr guth, Klimt! Sehr guth!“

Der Zeichenlehrer hatte die Tendenz, sich immerfort zu wiederholen. Einerseits war es nervig. Andererseits tat Gustav dieser Zuspruch gut. Daheim bekam er ja keinen. Da bekam er bloß immer nur zu hören, wie faul er doch sei. Faul wie eine Laus. Beziehungsweise. Línej jako veš. Pflögte der Vater stets zu sagen. Der hatte gut reden! Aber das dachte Gustav natürlich nur. Das sagte er nicht. Denn sonst würde es Watschen regnen.

Da rüttelt wer fest. Am Watschenbaum!  
Die Frucht wird reif. Man merkt es kaum!

(Und lassest Du das Rütteln nicht.  
Legt warm sie sich auf Dein Gesicht.)

(Österreichisches Sprichwort)

Hier in der Schule. War jedoch watschenfreie Zone. Zumindest für ihn. Denn die Lehrer mochten ihn. Er war einer der besten Schüler. Mit Bestnoten. Er war kein Streber. Alles andere als das. Aber es interessierte ihn. Dinge zu lernen. In diesem Punkt. Glaubte er seiner Mutter. Aber er wußte es ja selbst. Er hatte es gesehen. Mit eigenen Augen. Wie weit es mit einem kommen kann. Wenn man bloß einfacher Handwerker ist. Wäre sein Vater Jurist. Oder Ökonom. Also Fabrikdirektor. Oder Bankdirektor. Dann sähe ihr aller Leben mit Sicherheit ganz anders aus. Nein. Da hatte die Mutter recht. Und so lernte er. Und lernte. Damit er es eines Tages *besser* haben würde. Und die anderen gleich mit. Selbstverständlich. Denn er würde seinen Reichtum mit den anderen teilen. Mit seiner Familie. Einer für alle. Alle für einen. So lief das nun mal. In der Familie. Ist Blut dicker. Als Schlamm. Wenn die Familie nicht funktioniert. Dann funktioniert gar nichts mehr. Das hatte er sich sagen lassen. Und er hatte es zudem bereits früh gelernt. Lernen müssen. Sie hatten daheim zwar nichts zu fressen. Aber sie hielten zusammen. Und sie hatten sich lieb. Außer den gefürchteten Watschen. Regnete es. Viel öfter noch. Kussis. Die gab es fast stündlich. Auch darin war die Mutter unangefochtene Weltmeisterin. Im Verteilen von Bussis. Und so verteilten auch die Geschwister untereinander ihre Busserln. Nach unten hin. Streng nach Altersreihenfolge. Streng nach Hierarchie. Denn im Großen und Ganzen herrschten Liebe und Zusammenhalt in diesem Haus. Das keines war. Bloß ein ödes, dunkles und feuchtes Zimmer. Wo sie in Schichten unter- und über- und nebeneinander schliefen. Hätte es unter ihnen keine Liebe gegeben. So wäre ihr Leben die reinste Hölle gewesen. Aber so, ging alles irgendwie. Auf Brot und eine Villa kann man schließlich verzichten. Ab. Und an. Auf Kussis. Und Liebe. Hingegen nicht.

„Wir streben eine Carrière als Künstler an!“, riß der Zeichenlehrer ihn aus seinen Gedanken, „Nicht wahr, Klimt?“

„Hm. Weiß nicht.“ Gustav zuckte mit den Schultern.

„Warum diese Zier?“

„Der Vater, der Vater.“

„Aha!“, der Lehrer zwirbelte seinen Schnurrbart kunstvoll zwischen Daumen und Zeigefinger, „Nun denn. Dieser ist schon einbestellt. Für zwölf Uhr dreißig.“

„Hierher?“ Gustav sah seinen Lehrer erschrocken an.

„Wohin sonst?“ Der Lehrer sah sich theatralisch um. „Nun beruhige er sich, alles hat seine Ordnung so. Ich möchte dem Vater einen Vorschlag unterbreiten. Eine höhere Zeichenschule. Das wäre es doch, nicht wahr, Klimt?“

„Hm. Weiß nicht.“

„Weiß er überhaupt irgendwas?“

Doch Gustav schwieg. Um Gottes Willen! Der Vater! In der Schule! Niemals und nimmer würde der einer Zeichenkarriere zustimmen! Graveur solle er werden, der Filius, genauso wie der werthe Herr Pater! Wie der Vater. So der Sohn. Aber Künstler? Der älteste Sohn auch noch? Der Thronfolger? Der Kronprinz? Wo man doch ohnehin schon nichts zu Fresen hatte daheim? Nein. Das konnte er sich getrost abschminken. Eher würde die Hölle zufrieren!

Und der Vater kam. Vater und Zeichenlehrer zogen sich in die Direktion zurück. Der Filius blieb draußen. Und außen vor. Vernahm er undeutlich das Gemurmel durch die Holztür. Manche Worte vermochte er zur Gänze aufzuschnappen. Doch die Totalität der Unterredung entzog sich sowohl seinem Gehör- als auch seinem Kombinations-Sinn. Jetzt kam er unter der Tür hindurch. Der Pfeifenqualm. Wie bei den Indianern. Dachte er. Hoffentlich war es eine Friedenspfeife. Dann öffnete sich die Tür. Der Vater trat heraus. Er war ein wenig blaß um die Nase. Aber im Großen und Ganzen wirkte er recht beherrscht. Der Zeichenlehrer hingegen versuchte sich spontan als Pantomime und versah den Filius mit einer aufmunternden Geste. Zumindest deutete jener sie. In diese Richtung.

Als sie gemeinsam die Lehranstalt verließen, brach der Vater endlich sein Schweigen.

„Er will, daß du Künstler wirst!“

„Ja, Vater, ich weiß.“

„Bože můj, als ob ich es nicht ohnehin schon schwer genug hätte in diesem ... Leben! Was in Dreigottesnamen soll ich nur mit einem Künstlersohn anfangen?“

Der Junge schwieg. Er hatte sich ohnehin keine Chancen ausgerechnet.

„Gustav, du bist der Älteste! Hörst du? Du bist mein ältester Sohn. Wenn ich eines Tages nicht mehr da bin, dann mußt du dich um die Mut-

ter kümmern und deine Geschwister durchfüttern! Verstehst du? Da paßt eine Laufbahn als Künstler so ganz und gar nicht ins Bild. *Chápeš to?* Verstehst du?“

Gustav nickte.

„Dein Lehrer meint, es gäbe da zur Zeit großen Bedarf an jungen Talenten. Beim Bau der Ringstraße und so. Falls die überhaupt jemals fertig wird, in diesen schwierigen Zeiten! Beim Bau des Ausstellungs-Geländes waren sie ja auch alle aus dem Häuschen! Wie viel Geld uns das doch bringen würde! Eine Welt-Ausstellung! In Wien! Keine drei Jahre ist es her! Du erinnerst dich doch sicher noch daran? Schließlich waren wir ja dort!“

„Aber natürlich erinnere ich mich daran!“

„Ja. Und was hat es gebracht? Nichts! Außer dem völligen Ruin, versteht sich! Die Gäste sind ausgeblieben, die Hotel-Preise waren viel zu hoch – einmal ganz abgesehen davon, daß man, practisch über Nacht, viel zu viele davon gebaut hat. Denk nur einmal an das *Métropole*, am Donau-Canal – oder an das *Impérial* – die ganze Ring-Straße ist voll davon! Und dann die Cholera-Epidemie! Die hatte dem Ganzen dann den Rest gegeben. Und die Miß-Ernte! Wie als ob das andere nicht schon schlimm genug gewesen wäre ...“

„Ja, ich weiß.“

„Dann der große Börsen-Krach. Der inzwischen schon sprich-wörtliche ‚*Schwarze Freitag*‘ ... Nur eine Woche nach Eröffnung der großen Welt-Ausstellung, am ersten Mai ... Dann die Finanz- und Wirtschafts-Crisis! Du weißt, daß wir dabei all unsere Ersparnisse verloren haben!?“

„Ja, ich weiß, Vater ...“, schließlich hörte er es nun schon zum viertausend-dreihundert-achtundsechzigsten Mal.

„Verstehst du? Uns war es vorher recht guth gegangen, Gustav! Wir hatten uns zwar keine großen Sprünge erlauben können, aber die Welt war noch in Ordnung. Deine Mutter und ich ... wir *liebten* uns. Sehr sogar! Ihr sieben Zwerge ... sechs ... seid doch der beste Beweis dafür! Weißt du ... ich hatte mir das alles ganz anders vorgestellt. Du bist jetzt alt genug. Du bist erwachsen. Bald schon vierzehn Jahre alt. In wenigen Tagen verläßt du die Schule, du bist nun ein Erwachsener. Ein Mann ... In deinem Alter – das war nur acht Jahre, nachdem meine Eltern von Drabschitz nach Wien gezogen waren – da hatte ich bereits zu arbeiten begonnen. Im Rahmen meiner Ausbildung zum Graveur, freilich, aber es war Arbeit. Ich arbeitete bereits für meinen Meister – und ich arbeitete nicht wenig, das kann ich dir sagen! Denn der Guthe, Gott hab’ ihn selig, war nicht gerade der fleißigste Meister, den man sich denken kann. Ich habe Steine geschleppt. Und pfund-schwere Metall-Platten. Ich habe dann auch die Gold-Gravur erlernt. Du weißt es doch! Wie ich die Schmuck-Stücke meiner Kunden mit nach Hause nahm, um ihre Namen hineinzugravieren. Und ihre hehren Treue-Schwüre. Zumal in Ringe, also auf die Innen-Seiten, was ja nicht so unbedingt einfach ist, wie du weißt ...“

„Ja, ich weiß.“

Der Sohn erinnerte sich tatsächlich. An diese besseren Zeiten. Die so oft heraufbeschworen wurden. Vom Vater. Diese besseren Zeiten. Diese glorreichen. Und goldreichen. Als tatsächlich noch Gold im Hause war. Nicht ihr Gold. Versteht sich. Sondern das der anderen. Aber immerhin. Hatte es ihn immer schon fasziniert. Dieses schwere Metall. Das jedoch auch gleichzeitig sehr weich war. Erstaunlich weich. Ein falscher Hieb. Ein falsches Ansetzen. Und alles war dahin. Wofür sich natürlich einzig und allein der Graveur verantworten mußte. Ein verantwortungsvoller Beruf also. Der eine ruhige und gewissenhafte Hand verlangte. Er erinnerte sich. An diesen warmen Glanz. An dieses Schimmern. Wie jenes. Der aufgehenden Sonne. Einer Sommersonne. Warm. Und strahlend. Gleißend. Und verheißungsvoll. Versprach es Glück. Hoffnung. Und eine gute Ehe. Eine ewige zumal. Bis daß der Tod sie scheidet. Denn so war es damals. Noch. Besiegelte das Gold diesen Bund. Fürs Leben. Für die Ewigkeit. War dieses Material gedacht. Bereits bei den alten Ägyptern. Das hatte der Vater ihm gesagt. Es war ein Symbol für die Sonne. Die Wärme. Das Licht. Für Gott. Auch im Mittelalter. Das hatte der Vater ihm gesagt. Hatte Gott ausschließlich auf diese Art und Weise gezeigt werden dürfen. Mittels dieses Materials. Gold. Magisch. Und ewig. Wirkte es sich auch auf den Sohn aus. Es färbte förmlich auf ihn ab. Und er wußte bereits sehr früh. Wie wertvoll es war. Denn diejenigen, die es hatten, die waren wer. Die anderen, die es nicht besaßen, die waren nichts. Und niemand. Ja. Das Gold. Es allein. Schien darüber zu entscheiden. Und darüber zu wachen. Wer es schaffte. Oder eben nicht. Wer es im Leben zu etwas brachte. Oder eben nicht. Sei es zu materiellem Wohlstand. Oder zu einer ewigen, glücklichen Ehe. Oder eben nicht. Gold. Das war Gott. Tatsächlich.

„Ich habe einst einen ausgezeichneten Ruf genossen!“, insistierte der Vater, „Aber das alles war noch vor dieser unsäglichen Krise. Aber lassen wir das ... Du solltest es einmal besser haben als ich. Weißt du, wir stammen eigentlich aus recht passablen Verhältnissen. Deine Urgroß-Eltern, Wenzel und Katharina, aus Drabschitz bei Leitmeritz, in Nord-Böhmen, die besaßen einen eigenen Guths- und Bauernhof. Verstehst du? Sie waren Grundbesitzer! Ihr ältester Sohn Joseph, also mein Vater und dein Großvater, der schaffte es in seiner militärischen Carrière bishin zum Leib-Gardisten für Kaiser Ferdinand den Ersten! Deshalb zogen wir acht Jahre vor der Thron-Besteigung Kaiser Franz Josephs – und der großen Revolution – nach Wien. Auch er besaß etwas. Nehmlich später. Nach seinem militärischen Dienst. Eine Tabak-Trafik! Und das war schließlich etwas. Zumal damals! Verstehst du? Wir sind keine Versager! Und dein Vater ist es auch nicht! Es war die Krise ...“

„Ja, Vater. Ich weiß.“ (Und er wußte es nun schon zum viertausend-dreihundert-neunundsechzigsten Mal.)

„Aber würdest du es als Künstler besser haben? Ich wage, dies zu bezweifeln. Man hört ja so allerhand, von den Künstlern. Fast alle von ihnen führen ein wahres Lotter-Leben. Mit Wein, Weib und Gesang ...“

„Hm.“ (Bei dem Wort „Weib“, hatte der Sohn interessiert aufgehört.)  
„Viele von ihnen sind krank. Du weißt schon. Zu viel der Freuden. Zu viel Vergnügen. Zu viele Laster. Viele von ihnen sterben sehr jung, das weißt du vielleicht. Sie brennen aus. Wie Kerzen. Denn es gibt nur eine ganz kurze Phase in einem Menschen-Leben, während der man wirklich productiv – und creativ – sein kann. Verpaßt man diese Periode, so ist es aus. Niemand interessiert sich dann mehr für dich! Einmal ganz abgesehen davon, daß man mit seinen Werken immer auch den aktuellen Zeit-Geschmack treffen muß, daß man dem strengen Dictat der Mode unterliegt, daß man Käufer und Mäzene finden muß, ihnen schmeicheln und das Geld aus der Tasche locken muß, denn kein Mensch gibt freiwillig etwas her – und Geld schon gar nicht! Ach, Gustav! Du hast gar keine Ahnung, worauf du dich da überhaupt einläßt! Ich selbst, habe manchmal ... oder vielmehr hatte ich das ... mit diesen Herren zu thun, weißt du? Wenn die sich dann etwas in den Sinn setzen, dann muß es unter allen Umständen auch so gemacht werden! Diese Künstler aber, die leben irgendwo auf einem anderen Planeten! Auf dem Monde! Aber ganz sicher nicht hier, auf der Erde. Sie schweben stets mit beiden Füßen in der Luft, haben ihren Kopf hoch im Himmel – umso tiefer und härter erfolgt dann der Fall, der nothgedrungen einst kommen muß ...“

„Den Kopf hoch im Himmel ...“, dachte der Sohn, „Beide Füße in der Luft ... Genau das Richtige für mich!“

Und doch war er nachdenklich geworden. Denn noch nie zuvor in seinem Leben, hatte er den Vater derart viel reden hören. Mehr als zwei, drei Worte waren normalerweise nicht aus ihm herauszupressen. Doch das hier, das gemahnte schon fast an einen Shakespeareianischen Monolog! *Sein. Oder nicht sein.* Das. War hier. Die Frage. Den Vater schien es ganz offensichtlich zu quälen. Der abtrünnige Sohn. Das spürte er genau. Denn der Vater machte sich Sorgen. Große Sorgen sogar. Zudem war er sehr obrigkeitshörig. Für ihn gab es nur Gott. Und den Kaiser natürlich. Und dann den Beamtenapparat. Gottgleich. Und kaisernah. Da er selbst – nicht zuletzt aufgrund seiner Übersiedlung nach Wien, im zarten Alter von nur sechs Jahren – keine nennenswerte Schulausbildung genossen hatte, beugte er sein Haupt umso ergebener jenen gegenüber, die an den Schaltstellen der Macht saßen. Welche die Macht verkörperten. Die Lehrer. Also die Herren Professoren. Wie man sie hier in Wien nannte. Ein Herr Professor. War zwar nicht Gott. Und auch kein Kaiser. Aber er war nun mal ein Beamter. Ein Diener des Staates. Und der müsse ja schließlich wissen, wovon er sprach. Er hatte ihm von einer neuartigen Schule erzählt. Der Kunst-Gewerbe-Schule des K.u.K. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie. Die erst vor neun Jahren gegründet worden war. Und zwar. Nach englischem Vorbild. Hatte der Lehrer ihm versichert. Der Herr Professor. Hielt es für eine sehr gute Institution. Von hohem Ansehen. Von bald schon internationaler Reputation. Dann mußte es wohl auch so sein. Wenn der Herr Professor es sagte. Ein Stipendium gäbe es

auch. Im Glücksfalle. Für Sonderbegabte. Aus einkommensschwachen Schichten. Aus unterprivilegierten Klassen. Wie man es damals nannte. Und da fielen sie ja darunter. Leider Gottes. Und durchaus.

Man wolle es darauf ankommen lassen. So hatte man sich geeinigt. Mit dem werten Herrn Professor. So war man verblieben. Und auseinandergegangen. Im Pfeifenqualm. Ein Kompromiß. Der keineswegs ein fauler war. Sondern ein sehr guter. Wie auch der Vater sich eingestehen mußte. Und schließlich auch dem Herrn Professor. Sollte der Sohnemann nämlich die schwierige Aufnahmeprüfung bestehen – und erhielt er dann womöglich auch noch ein großzügig dotiertes Stipendium – so müsse man dies als untrügliches Zeichen ansehen. Des Schicksals. Der Vorsehung. Eine göttliche Fügung. Das hatte der Lehrer gesagt. Mehr. Oder weniger. Stünden die Chancen gut dafür. Denn der Filius brächte nur die allerbesten Noten mit. Im Abgangszeugnis der Bürgerschule erhielt er in allen Fächern ein „sehr guth“. Dafür wolle man sorgen. Und auch den einen oder anderen Kontakt ausspielen. Man sei ja schließlich gut vernetzt. Hier in Wien. Zumal als Professor. Und so. Erfüllte es den Vater. Mit unermesslichem Stolz. Es rührte ihn. Zu Tränen. Er stand sogar kurz vor dem Zerbersten. Vor Stolz. Und mit geschwollener Brust. Auch wenn er dies nicht zu zeigen vermochte. Und seinem Sohne gegenüber. Schon gar nicht.

Der Triumphzug marschierte ein. Der Vater. Mit geschwollener Brust. Stolz. Und stolzierend. Wie ein Hahn. Gefolgt vom Sohn. Dem Ältesten. Dem Thronfolger. Dem Kronprinzen. Leicht verunsichert. Aber durchaus in freudiger Erwartung. Marschierten sie in ein Zimmer ein. An dem nichts Triumphales war. Und doch. Scharnten sich alle um sie. Von der Mutter abwärts. Bis zur Kleinsten. Die Mutter. Diese Mutter. Die Nestglucke. Sie gluckste. Sie schnatterte. Sie herzte. Ihren Sohn. Und sogar ihren Gatten. Sie war erleichtert. Und begeistert. Sah sich bestätigt. In ihren Hoffnungen. In ihren Erwartungen. Immer schon. Hatte ich es doch gesagt! Es wird einmal was. Aus diesem Jungen! Und zwar etwas. Ganz Großes! Ich fühle es. Ich wußte es. Schließlich kennt ihn keiner besser als ich. Ich bin seine Mutter.

Umgehend. Machten sie sich an die Arbeit. Vater. Und Sohn. Du mußt jetzt üben. Fleißig sein. Zeichne! Hier! Zeichne meine Hand! Ja. So! Nein. So! Und du. Ernst. Komm auch gleich dazu! Schließlich sollst du auch Künstler werden! Der Lehrer hat es gesagt. Du hast ebenfalls Talent. Ihr zeichnet beide sehr guth. Beide gleich guth. Sagt der Lehrer. Der Gustl ist ja immerhin schon zwei Jahre älter als du! Der ist jetzt schon bald vierzehn. Du hingegen bist erst zwölf. Aber dafür hast du schon eine ruhige Hand. Eine verdammt ruhige Hand. Und sicher. Werden sie dich auch annehmen. Und dir ein Stipendium geben. Wie deinem Bruder. Übt also zusammen! Seid fleißig! Ihr wißt es ja. Ohne Fleiß. Kein Preis. Und auch kein Stipendium.

Also übten sie. Die Brüder. Und die anderen Geschwister. Übten gleich mit. Alle saßen sie da. Oder lagen. Auf dem Boden. Auf dem Bauch. Und kitzelten. (Die einen.) Und zeichneten. (Die anderen.) Sie waren gut. Die beiden ältesten Burschen. Sehr gut sogar. Der Vater war ganz außer sich. Und die Mutter erst. Ein Stipendium! Dieses magische Wort. Es würde alles ändern. Alles! An ihrer Situation. Die vertrackt war. Und ausweglos. Und hoffnungslos. Bis heute. Denn heute hatte sich etwas getan. Heute hatte sich etwas geändert. Heute hatte sich alles geändert. Sie würden Künstler werden. Und zwar *richtige*! Keine bloßen Handwerker. Das war immer schon ein Traum gewesen. Des Vaters. Er selbst hatte ihn niemals wahr machen können. Denn ihn hatte man nicht gefördert. Damals. Als er noch ein Kind war. In ihrem Alter. Da hatte er bereits arbeiten müssen.

Aber die hier. Diese beiden. Seine Söhne. Die sollten es einmal besser haben. Viel besser. Und der dritte ebenfalls. Georg. Der sollte auch gleich Künstler werden. Der war zwar gerade erst einmal neun Jahre alt. Aber er zeichnete ebenfalls schon gut. Nicht ganz so gut. Wie die anderen beiden. Aber gut. Und er war geschickt. Für eine Karriere als Kunsthandwerker reichte es allemal. Den würde der Vater dann unter seine Fittiche nehmen. Der sollte einst Graveur werden. Wie er selbst. Drei Söhne. Und alle drei

Künstler. Eine Laune der Natur. Ein Zufall. Und Glücksfall. Denn normalerweise gießt Fortuna ihr Füllhorn nicht ganz so gleichmäßig aus. Werden die Gene nicht ganz so homogen verteilt. Wenn aus einem was wird. Wird aus dem anderen meistens nichts. Wird der eine Priester. Wird der andere Verbrecher. Aber nein. Hier war es anders. Alle drei. Sollten sie Künstler werden. Und erfolgreich. Und reich. Hoffentlich.

Und mittendrin. Die Mutter. Ganz aufgeregt. Das Muttertier. Herumwirbelnd. Sich um die eigene Achse drehend. Mit den Flügeln schlagend. Flatternd. Und glucksend. Führte sie gerade die Norma auf. Ein wenig Tragik. Tut schließlich immer gut. Ein wenig Tragik. Kann niemals schaden. Selbst in freudigen Augenblicken nicht. Wie diesen. Muß man ja schließlich stets auf dem Boden bleiben. Mit beiden Füßen. Die Norma also. Casta Diva. Tönte es nun durch den ganzen Innenhof. Sie war ja schließlich auch eine Künstlerin. Die Mutter. Sie *alle* waren es! Und das wollte sie nun allen zeigen. Den armen Nachbarn. (Nessun dorma!) Und der ganzen Welt! Dann wechselte sie das Repertoire. Nun sang sie. Die Violetta. Aus der Traviata. Was die vom Wege Abgekommene heißt. Die Kameliendame. Eine von der Gesellschaft geächtete und abgelehnte Person. Und wäre die Bohème in diesen Tagen bereits komponiert worden. So hätte sie ganz sicher auch die gesungen. Denn das waren sie ja schließlich auch. Bohème. Was auf Deutsch Künstler heißt. Auf Französisch hingegen. Heißt es Zigeuner. Fahrendes Volk. Vagabunden. Und das waren sie. Fürwahr. Und zwar beides.

Gustav. Ernst. Und Georg. Alle drei. Saßen sie da. In Reih. Und Glied. Und zeichneten. Was das Zeug hielt. Hände. Füße. Nasen. Ohren. Augen. Alles. Was schwierig war. Und kompliziert. Und das war ja schließlich so gut wie alles. Weshalb es keine Grenzen gab. Bei der Auswahl ihrer Motive. Zeichnet die Holzmaserung nach! Sagte der Vater. Versucht, Metall darzustellen! Hier! Nehmt diese Platte! Versucht, den Glanz darauf festzuhalten! Aber nein! Ernst! Man sieht ja gar keinen Unterschied. Zwischen dieser Steinplatte hier. Und der Metallplatte! Du mußt genauer sein! Nein. So! Ja. So! Und tatsächlich. Komplex waren sie. Und kompliziert. Die einfachsten Dinge. Die ein normaler Mensch gar nicht erst beachtet. Denen er keine genauere Beachtung schenkt. Vor allem die Hände waren es. Und die Haare. Sobald man sie denn genauer unter die Lupe nahm. Diese feinen Striche. Falsch gesetzt. Und schon sah man nichts weiter. Als einen Haufen Stroh. Geschwind mußten die Schwestern herhalten. Als Modelle. Und sie taten es nur zu gern. Schließlich waren sie Mädchen. Und sie hatten schöne Haare. Und lang. Und kunstvoll geflochten. Zöpfe. Eigneten sich vorzüglich. Als Vorlage. Niemals waren sie motivierter! Und zwar alle miteinander. Denn heute begann ein neues Leben. Das spürten sie. Alle. Und sie hörten es. Alle. (Und die Nachbarn leider auch.)

Jetzt erst ergab alles einen Sinn. Niemals war man je so eifrig gewesen. Geradezu besessen. Ging es nun viel leichter. Von der Hand. Als je zuvor.

Da hatten sie zwar auch schon stets gezeichnet. Und zwar immerzu. Und gern. Aber seit heute erhielt das Ganze eine völlig neue Bedeutung. Eine andere Dimension. Einen höheren Sinn. Denn erst jetzt begriffen sie. Und zwar wirklich. Und in letzter Konsequenz. Daß es kein Spiel war. Das Leben nicht. Und das Zeichnen nicht. Bald schon wären sie erwachsen. Und zwar alle drei. Früher. Oder später. Müßten sie also selbst für ihren Unterhalt sorgen. Und für den ihrer Familie. Und für den ihrer eigenen. Zukünftigen. Sollten sie denn einmal heiraten. Und Kinder bekommen. Ja. Heute war ein besonderer Tag. Der alles veränderte. Den Verlauf der Dinge. Das Schicksal dieser Familie. Aber auch den Lauf der Welt. Der Kunst-Welt zumindest. Und der Kunst im Allgemeinen. (Aber das wußte man zu diesem Zeitpunkt noch nicht.)

Heute war er also da. Der große Tag. Der alles verändernde Tag. Oder eben nicht. Aber zumindest hätte man dann ja die Gewißheit. Ob es etwas wird. Oder eben nicht. Sollte es nichts werden. Wäre es auch nicht allzu schlimm. Dann würde er eben in die Fußstapfen seines Vaters treten. Und Graveur werden. Sollte es jedoch was werden. So würde es sein ganzes Leben verändern. Und das seiner ganzen Familie gleich mit. Das wußte er. Das spürte er. Deswegen war er heute sehr aufgeregt. Er zitterte am ganzen Körper. Denn es hing ja schließlich vieles davon ab. Nein. Alles!

Die Mutter hatte seine einzige Hose auch nicht retten können. Die ganze Nacht lang. Hatte sie daran gesessen. Die Flicker auszubessern. Nein. So konnte man ihn schließlich nicht hinschicken. Den Sohn. Zerlumpt. Und zerschunden. Zusammengeflickt. Und zusammengeschustert. Wie ein Vagabund. Nein. Er bekam heute die Hose seines Vaters. Ausnahmsweise. Besaß der Vater sogar drei. Aus besseren Tagen. Die eine. Zum arbeiten. Die andere. Für jeden Tag. Die dritte. Wenn er Kunden treffen mußte. Genau die. Bekam der Sohn heute. Nicht etwa geschenkt. Sondern nur geliehen. Die Mutter hatte sie über Nacht angepaßt. Vom Vater. Auf den Sohn. Paß auf damit! Mahnte die Mutter. Schau genau hin! Wo du dich hinsetzt! Achte auf Nägel! Und Holzsplitter! Reiß sie nicht auf! Mach keine Flecken rein! Es ist die einzige gute Hose deines Vaters!

So ging er nun. Dahin. Aufgemascherlt. Und die Schuhe sorgsam poliert. Diese alten Schuhe. Seines Vaters. Mit Zeitungspapier. Hatte man sie vorn ausstopfen müssen. Damit sie paßten. Wie ein Clown. Fühlte er sich. Mit diesen langen Schuhen. Die sich vorn hochbogen. Die Hose zu weit. Zu breit. Zu lang. Unterwegs dachte er kurz daran. Wieder kehrt zu machen. Aber dann. Dann sah er die Baustellen. Er mußte über die halbe Ringstraße marschieren. Um zur Kunstgewerbeschule zu kommen. Zunächst war er die Burggasse hinuntergelaufen. Nur einige Häuserblöcke weit. Und dann stand er auch schon mittendrin. In der Baustelle. Das Josephstädter Glacis wurde zur Zeit komplett überbaut. Zuvor, da war es ein Kanoniergürtel gewesen. Hatte der Vater ihm erklärt. Zu seiner Zeit. Als Jugendlicher. Da war es nichts weiter als eine riesige Wiese gewesen. Welche die alten Stadtmauern umschloß. (Die ja nun nicht mehr da waren.) Wegen der Türkenbelagerungen. Die ja zweimal stattgefunden hatten. Und auch sonst. Im Notfall. Im Kriegs- und Belagerungsfall. Benötigte man freie Sicht. Auf den herannahenden Feind. Wenn man nämlich die Kanonen von der Stadtmauer aus abfeuerte. Da konnte man keine privaten Häuser gebrauchen. Mitten in der Schußlinie. Und ein dicht bebautes Wohnquartier. Noch viel weniger. Zu Jugendzeiten des Vaters. Da wurde hier noch exerziert. Regelmäßig. Übt und schoß die Kavallerie hier. Ver. übte. Und ver.schoß. Hier. Ihre Munition. Heute war es eine Großbaustelle. Links. Das neue Rathaus. Gigantisch. Hoch. Wie der Stephansdom.

Neugotisch. Und davor. Das Parlament. Neugriechisch. Und rechts. Die Zwillingsbauten. Die Museen. Noch lange nicht fertig. Hier. Ja. Hier. An Ort. Und Stelle. Da bräuchte man ihn. Als Künstler. Als Zeichner. Als Kunsthandwerker. Als Kunstgewerbler. Als Dekorateur. Insofern er die heutige Prüfung auch bestand.

Weiter ging es. Vorbei an der Hofburg. Der neue Teil. War längst nicht fertig. (Und er sollte es auch niemals werden.) Dann an der Staats-Oper. Und immer weiter. Die Ringstraße entlang. Die sich hier leicht nach unten neigte. Sie beugte ihr Haupt. Beziehungsweise ihren Fahrdamm. Etwa von der Hofburg aus. Denn sie führte ja zum Donau-Canal hinunter. Vorbei am Stadtpark. Und gleich dahinter. Das soeben erst errichtete Museum. Das K.u.K. Museum. Das Kaiserliche. Und Königliche. Österreichische. Museum. Für Kunst. Und Industrie. Mitsamt seiner neu begründeten Schule. Die Kunst-Gewerbe-Schule. Eine interessante Verbindung. So dachte er. Auf der Weltausstellung hatte er es ja schließlich schon gesehen. Durch den Bauzaun hindurch. Allerdings nur. Die Industrie. Konnte durchaus auch Kunst sein. In diesen Tagen. Und die Kunst. Konnte demnach auch Industrie sein. Denn es war ja schließlich eine Kunst. Die Industrie. Wenn man einmal an die Ungetüme aus Stahl dachte. Die Rotunde. Die Glaspaläste. Die Brücken. Die Wehre. Die Ozeandampfer. Die Eisenbahnen. Ja. Das alles. Das war eine völlig neue Verbindung. Aus Kunst. Und Industrie. Und genau daran. Wollte er teilhaben. Ein Teil sein. Dieser neuen Welt. Wo die Kunst nicht mehr isoliert dastand. Wo sie nicht mehr getrennt war. Von der Industrie. Dieser neuen Kraft. Dieser neuen Größe. Dieser neuen Kunst. Jener Zeit. Denn der Industrie. Ihre Kunst. Und der Kunst. Ihre Gewerblichkeit. Und da stand er nun. Vor der K.u.K. Kunst-Gewerbe-Schule. Wo heute die Aufnahmeprüfung stattfand. Zu der er zugelassen worden war. Einer. Von wenigen. Und es war ein Privileg. Das wußte er. Denn das hatte man ihm gesagt. Er sollte sie bestehen. Genauso wie seine beiden Brüder. Später. Alle drei. Sollten sie hier studieren.

So. Meine Herren. Als Vorlage. Dient Ihnen dieser antike Kopf hier. Ein Gipsabguß natürlich. Denn echte Köpfe, die haben wir hier nicht. (Allgemeines Gelächter.) Ich meinte: echte *antike* Köpfe, die haben wir hier nicht. Nur eben diese Gipsabgüsse. Aber die thun's zur Noth auch. Wenn nicht sogar genauso guth. Sie werden sich jetzt in diesen weiblichen Kopf hineindenken. (Wieder allgemeines Gelächter.) Ihnen wird das Lachen schon noch vergehen, glauben Sie mir! Sie sollen *erfassen*. Was die Antike überhaupt bedeutet! Beachten Sie diese edlen, klaren, erhabenen, idealen Formen. Idealisierend. Wenn man so will. Beachten Sie vor allem das Spiel aus Licht. Und Schatten. Es muß Eins zu Eins auf dem Papier wiedergegeben werden. Sie übertragen somit. Ein dreidimensionales Objekt. Auf ein zweidimensionales Medium. Das wird Ihr zukünftiger Beruf sein. Insofern Sie diese Prüfung überhaupt bestehen! (Und tatsächlich war inzwischen allen das Lachen vergangen.)

Sein Sitznachbar bei der Aufnahmeprüfung hieß Matsch. Franz. Matsch. Und das sollte er auch bleiben. (Sein Sitznachbar. Nicht Franz Matsch. Denn er sollte 1912 in den Adelsstand erhoben werden. Und fortan Edler heißen. Edler. Von. Matsch. Das machte einen gehörigen Unterschied. Zumal in jenen Tagen.) Gott hatte es scheinbar so gewollt. Nämlich für die ganzen nächsten sieben Jahre. Er schien ein netter Kerl zu sein. Dieser Matsch. Von recht feinem Schliff. Aber schüchtern. Und äußerst zart besaitet. So erschien es zumindest. Gustav Klimt. Der ja ein ganz klein wenig grobkörniger war. Zumal in diesen Hosen. Der Matsch. Der trug gescheite Hosen. Das fiel ihm sofort auf. Und schöne Schuhe. Nicht so wie er. In seinem elenden Clownskostüm.

Sie wurden der Reihe nach aufgerufen:

„Klimt!“

„Ja!“

„Matsch!“

„Jawohl!“

Es wurde gekichert. Klimt hörte es. Und Matsch vermutlich auch. Hinter ihrem Rücken.

„Matsch! Matsch! Hupf in' Gatsch!“

„Klimt! Klimt! Dummes Rind!“

Aber die würden sich noch wundern. Dachte er.

(Und er sollte Recht behalten.)

Und so inskribierte also der junge Gustav Klimt an der kürzlich erst eröffneten Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, welches im Jahre 1864 durch Seine Apostolische Majestät, Kaiser Franz Joseph, gegründet worden war. Etwas eingeschüchtert. Betrat er die Aula. Wo für den heutigen ersten Studententag ein Informationstreffen anberaumt worden war. Einige der Professoren waren anwesend. Wobei sie sich zunächst den neuen Schülern vorstellen und später für Fragen und Antworten zur Verfügung stehen wollten. Gustav Klimt entdeckte bald schon seinen Sitznachbarn von der Aufnahmeprüfung, Franz Matsch, in der Menge wieder und gesellte sich zu ihm. Zu zweit. War es dann doch besser. Als allein. Zu zweit. War man viel stärker. Als allein. Zumal. Wenn man das Umfeld nicht kennt. Wenn alles vollkommen neu ist. Und einschüchternd. (Und man selbst erst knapp vierzehn ist.)

„Servus!“, sagte er, etwas zögerlich.

„Ach, grüß dich!“, entgegnete Franz Matsch.

Dann trat eine längere Pause ein. Franz Matsch schien ebenfalls verunsichert zu sein. Kein Wunder. Denn er war ja kaum ein Jahr älter als Gustav. Zwei junge Burschen also, standen hier nun inmitten zahlreicher anderer Schüler, während weiter hinten, auf der Estrade, die Professoren saßen und sich untereinander austauschten. Sie schienen nicht einmal Notiz von den neuen Schülern zu nehmen. Doch plötzlich ging ein Raunen durch den Saal. Und dann wurde es still. Mucksmäuschenstill.

„Weißt du wer das ist?“, fragte Franz Matsch seinen neuen Studienkollegen.

„Nein. Keine Ahnung ...“ Klimt schüttelte den Kopf.

„Das ist der Herr Professor Rudolf Eitelberger, Ritter von Edelberg. Der Gründer dieser Schule. Zumindest aber, gab er die Anregung dazu ...“

„Ach so?“ Klimt mißfiel ein wenig, daß sein neuer Kommilitone ihn zunächst gefragt hatte, ob er diesen Mann kenne, obwohl er selbst ja nur allzu gut wußte, wer er war. Eine rhetorische Frage also. Eine scheinheilige obendrein. Ein wenig klugscheißerisch schien er zu sein. Ein wenig überheblich. Und überdies ziemlich ehrgeizig. Offensichtlich. War er sehr gut über alles informiert. Ob er wohl über Beziehungen hier hineingekommen war? Aber das getraute sich Gustav Klimt nicht zu fragen. Überhaupt fragte er nur wenig. Und sagte wenig. Das Reden. Das überließ er stets lieber anderen.

„Er ist übrigens Kunsthistoriker und Archäologe!“, fügte Matsch flüsternd hinzu. „Eine ganz große Gestalt hier in Wien ...“

„Ach so?“

„Ja. Und das da vorn ...“, Matsch deutete mit dem Kinn diskret nach vorn zur Estrade, „Der ganz links – das ist Professor Laufberger. Einer der bedeutendsten Ringstraßen-Decorateure überhaupt! Eine lebende Legende! Er leitet hier übrigens die Classe für Malerei und decorative Kunst.“

Aber das ist für uns zur Zeit noch tabu – wir müssen ja erst die Vorbereitungs-Classen besuchen ...“

„Ach so?“ Klimt schaute etwas verzweifelt drein. Woher wußte dieser Knilch nur so viel über das, was hier ablief?

„Jaja!“ Matsch gefiel sich offensichtlich in der Rolle des allwissenden Dozenten. „Der Herr Professor Laufberger führt ja zur Zeit noch die Medaillons an der Fassade der Kunstgewerbe-Schule aus, also am neuen Gebäude, das scheinbar schon im kommenden Jahre vollendet wird. Dann können auch wir dorthin übersiedeln!“

„Ach so?“ Mehr fiel ihm nicht dazu ein. Aber er wußte, dieser Matsch hier, der war reines Gold wert! Er hatte all das, was er selbst nicht besaß: Er steckte in gutem Schuhwerk, trug gute und gepflegte Kleidung – doch vor allem war er sehr selbstbewußt. Und redegewandt. Offensichtlich. Redete er gern. Und viel. Genau das Gegenteil seiner selbst. Dachte Klimt. Aber gut. Um so besser. Denn Gegensätze ziehen sich ja bekanntlich an. Dieser Matsch. Der würde ihm hier noch von Nutzen sein. Das spürte er. Ganz deutlich.

Inzwischen hatten sich die Herren Professoren erhoben, um den hohen Gast mit einer Verbeugung zu begrüßen. Professor Eitelberger von Edelberg schüttelte ein paar Hände und begann dann umgehend mit seiner kurzen Ansprache:

„Sehr geehrte Herren, meine lieben Collegen, ich nutze hier nur kurz den günstigen Augenblick, um mich Ihnen vorzustellen und um Ihnen das Concept unserer Schule näherzubringen ... Wie Sie ja vermuthlich alle wissen, wurde dieses Museum hier, das Österreichische Museum für Kunst und Industrie, vor gerade einmal zwölf Jahren, also im Jahre 1864, durch Seine Majestät, Kaiser Franz Joseph, gegründet. Es handelt sich hierbei übrigens um das erste Kunstgewerbe-Museum auf dem Continent ... Nur drei Jahre späther, also im Jahre 1867 – das ist nunmehr neun Jahre her – da ward diese Kunstgewerbe-Schule, übrigens auf mein Anrathen hin, an das Museum angegliedert. Das Vorbild hierfür, ist in England zu finden, in London, und zwar im *South-Kensington Museum*. Auch die Structur und die Organisation dieser unserer Schule, wurde vom englischen Modell glatt-weg übernommen ...“

Herr Professor Eitelberger, Ritter von Edelberg (den die Schüler übrigens mit „Hochwohlgeboren“ anzureden hatten), sprach nun ausführlich über das Konzept dieser Schule, sowie über jenes des *South-Kensington Museums* in London, dem heutigen *Victoria and Albert Museum*, mit dessen angegliederter Kunstgewerbeschule. Er war ein wenig zu ausführlich, woraufhin sich allmählich eine gewisse Unruhe unter den – teilweise noch sehr jungen – Schülern zu verbreiten begann.

„Mit der Errichtung unseres neuen Gebäudes, auf das wir alle sehr stolz sind ...“, fuhr er fort, „hat man erst vor drei Jahren begonnen, Anno 1873 – und bereits im kommenden Jahre, Anno 1877 also, wird man endlich, mit Sack und Pack, in den Neubau übersiedeln können! Sie sehen – alles

hier, ist noch neu, alles befindet sich noch in der Aufbruchs- und Anfangs-Phase – mögen Sie uns also dieses gewisse Durcheinander verzeihen, es aber auch als Chance für sich selbst nützen, da Sie ja hier in gewisser Weise *Pioniere*, also Wegbereiter für späthere Generationen, sind ... Für nähere Informationen zu Ihrem Studium, übergebe ich die Rede nun an meinen lieben Kollegen, Herrn Professor Ferdinand Julius Laufberger ... Und Ihnen allen wünsche ich von ganzem Herzen ein guthes Gelingen und frohes Schaffen! Vielen Dank.“

Applaus. Der war nett. Dieser ältere Herr. Dachte Klimt. Und so distinguiert. Na. Adel eben. Später erfuhr er (durch Matsch natürlich – wen sonst?), daß dieser Herr Professor Eitelberger von Edelberg aus Olmütz in Mähren (den alle Schüler, wenn sie untereinander sprachen, nur „Herr Professor Eitelberger“ nannten – bis auf Matsch, natürlich) bereits Anno 1817 geboren ist. Mein Gott. Dachte er. Das war ja fast noch im vorherigen Jahrhundert! Im *Achtzehnten*, also! Und trotzdem war dieser Mann bloß neunundfünfzig Jahre alt. (Und sah doch viel älter aus. Mit seiner Halbglatze. Und dem Rauschebart.) Wie schnell doch die Zeit vergeht. Dachte er. Auf der Ringstraße konnte man es schließlich sehen. Da schossen die Jahrhunderte nur so an einem vorbei. Zumindest die Illusion davon. Geschichte. Im Zeitraffer. Sozusagen.

Nun erhob der Herr Professor Laufberger sich – ein gebürtiger Böhme und eine nicht minder imposante Erscheinung. (Ebenfalls mit Halbglatze. Und Rauschebart.) All diese Professoren hier kleideten sich ausnehmend gut, wie Klimt auffiel. Allesamt in Schwarz. Wobei der schneeweiße, gestärkte Stehkragen umso deutlicher und kontrastreicher hervorblitzte. So würde er sich eines Tages ebenfalls kleiden. Kleiden *müssen*. Wenn er denn nur Erfolg haben würde. Beziehungsweise. Um überhaupt Erfolg haben zu können. Denn Kleider. Machen ja bekanntlich. Leute. Ihm selbst war es nicht so wichtig. Aber er wußte genau. Wie wichtig es den anderen war. Die Gesellschaft seiner Zeit. War in erster Linie eine. Die auf Oberflächlichkeiten beruhte. (Wie alle Gesellschaften eben. Aber das wußte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht.) Auf visuellen Reizen. Wo mehr der Schein galt. Als das Sein. Die Ringstraße bewies es. Besser als alles andere. Wo plötzlich Prachtbauten der italienischen Hochrenaissance aus dem Boden schossen. Wo plötzlich antike Tempel aus dem Boden wuchsen. Wo sich gotische Kirchen aus dem Boden schraubten. Neben barocken Palais. Mitten in Österreich. Mitten in Wien. Zu Ende des Neunzehnten Jahrhunderts. Hier war alles mehr Schein. Als Sein. In diesen Tagen.

„Meine Herren!“, begann Herr Professor Laufberger seine Rede, „Nachdem uns der werthe Ordinarius und überdies Initiator dieser, unserer Schule ein wenig über die Historie unserer Institution erhellt hat, wofür wir ihm übrigens sehr dankbar sind ...“, er verneigte sich seitlich vor Rudolf Eitelberger von Edelberg, „Möchte ich Ihnen nun einige Informationen practischer Natur geben ... Sie alle haben ja Ihre Prüfungs-Aufgabe

trefflich bestanden – nehmlich einen antiken Kopf zu zeichnen – und nicht nur zu zeichnen, sondern ihn zu *übertragen*. Ihn zu übertragen – nicht nur vom Drei-Dimensionalen ins Zwei-Dimensionale, sondern auch über die Jahrhunderte – ja, gar Jahrtausende – hinweg, nehmlich von der griechischen Antike, in unsere heutige Zeit hinein ... Für die meisten von Ihnen wählte ich einen weiblichen Kopf, denn Sie sollen ja schließlich auch Freude empfinden, bei dem, was Sie hier thun!“, fügte er lächelnd hinzu.

Auch nett. Dachte Klimt. Und er dachte sowohl an den Herrn Professor. Als auch an die Frauenköpfe. Womöglich würden später sogar ganze *Frauenkörper* hinzukommen!?! Echte. Lebendige. Frauenkörper ... Weiche. Warme. Atmende. Bebende ... Ihm schoß das Blut in den Kopf ... Rote. Schwarze. Blonde. Brünette ... Aber vor allem Rote. Ja. Das war es. Rote ...

„Für Sie alle folgt nun die *Classe préparatoire!*“, fuhr Professor Laufberger fort, „*Et elle est bien obligatoire!*“, fügte er lächelnd hinzu.

Hm. Französisch spricht er auch noch. Dieser Laufberger. Dachte Klimt. Nicht ohne Respekt. Denn Fremdsprachen beherrschte er selbst keine. Bis auf die paar Brocken Tschechisch. Die in seiner Familie väterlicherseits kursierten. Eher als Gag. Als geflügelte Worte. Als Sprich-Wörter. Und Flüche. Ab. Und. An. Je. Nachdem. Beherrschte es der Vater noch. Kein Wunder. Denn er war ja schließlich dort geboren. Und aufgewachsen. In Böhmen. Aber die junge Brut sprach es nicht mehr. Sie kannte zwar den Klang. Und die Farbe. Und einige Brocken. Die hatten sie jedenfalls aufgeschnappt. Aber das war's dann auch schon. Später erfuhr er übrigens (von Matsch natürlich – von wem sonst?), daß dieser Herr Professor Laufberger, im Jahre 1863 (denn Matsch wußte es scheinbar ganz genau!), im Atelier von Léon Cogniet in Paris Aktmalerei studiert hatte. Scheinbar war er auch sehr begabt darin. Also in der Aktmalerei. Und im Französischen auch.

„Nach der Vorbereitungs-Schule, werden Sie nun alle eine drei-jährige Ausbildung zum Zeichner vor sich haben ...“, fuhr Professor Laufberger fort, „welche Sie dazu befähigen soll, Zeichenlehrer an einer Mittelschule zu werden ... Sie sehen also, meine Herren, die Schüler von heute werden eines schönen Tages selbst zu Professoren werden!“

Es folgte spontaner Applaus. Motivation ist schließlich alles. Zumindest. Schon mal die halbe Miete.

„Wichtig wird für Sie vor allem das Studium antiker Vorbilder sein! Sie werden Gips-Abgüsse abzeichnen – und noch einmal Gips-Abgüsse abzeichnen! So lange, bis ein jeder Hand-Griff sitzt ... Nehmlich um zu lernen, wie man einen voll-plastischen Gegenstand in die Fläche überträgt, ohne diesen jedoch flach oder gar ausdruckslos erscheinen zu lassen ... Gleichzeitig wird, mit Hilfe dieser Antiken, der Sinn für edle und erhabene Proportionen vermittelt ... Sie werden es sehen: Sie alle werden von dieser Grundausbildung ein Leben lang zehren! Die Gestaltungsprinzipien der antiken Kunst sind *zeitlos* und somit von *ewiger* Bedeutung. Also werden sie auch während *Ihres* gesamten Lebens und Schaffens von Bedeutung bleiben ...“

Erneuter Applaus. Warum, das wußte allerdings niemand so recht.

„Die Professoren, die Sie dabei anleiten und begleiten werden, sind – ich darf vorstellen ...“, er deutete mit der Hand auf den jeweiligen Lehrer, der sich daraufhin kurz erhob – gefolgt von frenetischem Applaus, „Herr Professor Carl Hrachowina, zuständig für das Freihand- und Ornament-Zeichnen – neben dem bereits erwähnten, omnipräsenten Zeichnen nach antiken Repliken ... Des weiteren Herr Professor Ludwig Minnigerode ...“, erneuter Beifall, „für die Genre- und Portrait-Malerei ... Daneben Herr Professor Michael Rieser ...“, und wieder Applaus, „zuständig für die Historien- und Bildnis-Malerei ...“

„Bildnis-Malerei? Portrait-Malerei?“, fragte Gustav Klimt etwas unsicher seinen Nachbarn, „Ich dachte, wir würden jetzt drei ganze Jahre ausschließlich *zeichnen!*?“

„Das werden wir auch!“, entgegnete Franz Matsch kurz angebunden, der jetzt, so lange die anderen Professoren vorgestellt wurden, ganz offensichtlich keine Unterredung führen wollte, „Aber auch als Zeichner muß man die Malerei doch schließlich kennen!?“

„Aha.“

„Wir reden späther darüber!“, flüsterte Matsch ihm kurze Zeit später zu, „Oder frag’ am besten gleich die Professoren! Dazu sind sie ja schließlich da!“

Na. Das kann ja heiter werden. Dachte Klimt. Mit diesem neunmalklugen Naseweis. Aber noch war ihm nicht klar, wie wichtig dieser neunmalkluge Naseweis für seine eigene Karriere werden sollte. Denn dieser neunmalkluge Naseweis, der sollte sich bald schon als ein ungemein geschäftstüchtiger herausstellen. Etwas, das Gustav Klimt selbst völlig abging.

Die Jahre gingen ins Land. Und es waren gute Jahre. Lehrreiche zumindest. Eben die Lehrjahre. Nur ein Jahr, nachdem Gustav Klimt an dieser Schule angenommen worden war, bestand auch sein jüngerer Bruder Ernst die Aufnahmeprüfung. Und einige Jahre später, sollte auch der dritte Bruder, Georg, diese Schule besuchen. Ein regelrechtes Familienunternehmen also. Eine regelrechte Klimt-Mafia. Wobei der allerjüngste Bruder, Georg, außen vor blieb. Er sollte sich zudem auf Metall- und Kupfertriebarbeiten spezialisieren, womit er, als einziges Kind, in die Fußstapfen des Vaters trat. Obwohl er nicht direkt mit seinen beiden Brüdern arbeitete, sollte er doch regelmäßig Aufträge für sie übernehmen – vor allem für den Ältesten, Gustav, den Kopf und Anführer der ganzen Klimt-Bande. Somit bildeten also Gustav und Ernst den harten Kern. Zusammen mit Franz Matsch.

Nach der Vorbereitungsschule, besuchten die drei den sogenannten Curs für Zeichenlehrer an *Mittelschulen*, dem man ab dem Jahre 1877 eine eigene Abteilung gewidmet hatte und der insgesamt drei Jahre dauerte. Bei ihren Lehrern Carl Hrachowina, Ludwig Minnigerode und Michael Rieser waren sie in allerbesten Händen und erhielten das optimale Handwerkszeug für ihre spätere Künstlerkarriere. Die Fächer, die sie studierten, waren Stillehre und Anatomie, Schattenkonstruktion und Perspektive, sowie Farbenchemie, denn schließlich sollte ein jeder Handwerker auch genau wissen, *womit* er da überhaupt arbeitet. Und natürlich das ständige Zeichnen nach antiken Repliken – aber bald auch schon nach dem lebenden Modell. Da diese damals sehr teuer waren und von daher eher selten von der Schule gebucht, wurden die Schüler von ihren Lehrern dazu angehalten, alles und jeden im familiären Umfeld sowie im Freundes- und Bekanntenkreis zu zeichnen, was nur zu kriegen war. Übung macht ja schließlich und bekanntlich den Meister. Und das taten sie auch. Sie verlegten sich sogar auf das Abzeichnen von Photographien, beziehungsweise deren Übertragung ins Großformat, was ja damals bei den photographischen Abzügen noch nicht möglich war.

Bei Professor Carl Hrachowina erlernten sie das Freihand- und Ornament-Zeichnen, das besonders Gustav sehr taugte und worin er eine Art Naturtalent besaß. Bei Professor Ludwig Minnigerode studierten sie die Genre- und Portrait-Malerei, was besonders Franz Matsch gefiel – vor allem letzteres aber Gustav Klimt später ungemein nützen würde. Bei Professor Michael Rieser übten sie sich in der Historien- und Bildnis-Malerei, was vor allem Ernst und Franz gefiel, während es Gustav ein wenig zu trocken erschien. Und dennoch. Professor Laufberger sollte mit dem, was er in seiner Einführungsrede behauptet hatte, durchaus Recht behalten: Dies alles würde den Studenten später ungemein nützlich sein – vor allem Gustav Klimt, der dies alles in sich aufnahm wie ein Schwamm. Denn die Historien- und Bildnis-Malerei, die ihm während des Studiums nicht allzusehr zusagte, sollte ihm seine ers-

ten großen Privat- und sogar Staats-Aufträge verschaffen. Das Ornament-Zeichnen sollte ihm dazu dienen, eine völlig neue und eigene Stilrichtung, nämlich die Secession, zu begründen. Und in der Portrait-Malerei, sollte er später überhaupt ungeschlagen und völlig außer Konkurrenz bleiben. Für viele Jahrzehnte sogar. Mehr noch: Sie sollte ihn unsterblich machen.

Vor allem Gustav Klimt und Franz Matsch unterstützten sich gegenseitig sehr. Ja, sie wurden im Laufe der Zeit regelrecht unzertrennlich. Schon wurde hinter ihrem Rücken über sie geredet. Gemunkelt. Aber immerhin respektvoll. Denn sie waren gut. Sehr gut sogar. Auch die Professoren bestätigten dies. Und zwar regelmäßig. Neid und Eifersucht hatte Gustav Klimt bis dato nicht gekannt. In der Volks- und Bürgerschule, da hatten die anderen Schüler ihn sogar bewundert. Denn da war er noch der einzige seiner Art gewesen. Also der einzige mit diesem ganz besonderen Talent. Hier hingegen, besaßen sie es alle. Die einen mehr. Die anderen weniger. Aber immerhin. Alle. Hatten sie die schwierige Aufnahmeprüfung bestanden. Also waren sie alle gut. Überdurchschnittlich gut sogar. Und sie alle waren ja schließlich zu diesem Zeitpunkt noch keine vollendeten Künstler. Das würde noch kommen. Allerdings bemerkte der junge Gustav sehr früh, daß es hier sehr wohl eine Art Konkurrenzdenken und das dazu passende Verhalten gab. Schließlich wollten sie ja alle denselben Beruf ergreifen. Und die passenden Arbeitsplätze dazu waren rar.

Hier waren seine Mitschüler wesentlich verhaltener mit Lob. Und Bewunderung. Jeder spielte nur für sich allein. Jeder arbeitete konzentriert an seinen eigenen Fähigkeiten und an seiner eigenen Karriere. Nicht so Gustav Klimt und Franz Matsch. Die schlossen sich zusammen. Gustav Klimt suchte Franz Matschs Nähe. Weil dieser selbstbewußt und schlagfertig war. Etwas, das ihm selbst völlig abging. Außerdem wies Franz Matsch ein großes organisatorisches Talent auf – vor allem in Bezug auf den Arbeitsprozeß und die Arbeits(ein)teilung. Für die Arbeits-Einteilung, wenn er allein arbeitete – und für die Arbeits-Teilung, insofern sie beide zusammenarbeiteten. Er war aufgeräumt. Und geradlinig. Ja. Fast schon pedantisch. Könnte man sagen. Sehr bestimmt. Sehr fleißig. Sehr ehrgeizig. Weshalb er sehr schnell und zielgerichtet arbeitete. Sehr effizient. Auch dies alles ging Gustav Klimt völlig ab. Franz Matsch hingegen suchte Gustav Klimts Nähe. Gerade weil dieser so furchtbar chaotisch war. Impulsiv. Unüberlegt. Aus dem Bauch heraus schaffend. Aus einem Gefühl heraus. Einer plötzlichen Eingebung. Einer Grille. Ja. Franz Matsch suchte Gustav Klimts Nähe. Weil dieser so ausgesprochen spontan und originell war. Anders. Völlig anders. Als alle anderen. Zusammen. Und genau diese Spontaneität, dieses Impulsive, dieser Schaffenstrieb, dieser Schaffens-Ur-Trieb, der ja völlig unreflektiert ist, sondern aus den Tiefen der Seele strömt, all dies ging wiederum ihm selbst ab. Ein großes Talent, das war er selbst zwar auch, aber wesentlich kontrollierter. Nicht so frei. Nicht so wild. Und nicht so ungestüm. Wie dieser Klimt. Bei dem es teil-

weise schon kaum mehr zu ertragen war! Der sprudelte förmlich nur so vor Einfällen. Daraus ließe sich etwas machen. Dachte Matsch.

Nachdem Gustav Klimts Bruder Ernst, nur ein Jahr später, ebenfalls an der Schule aufgenommen worden war, änderte sich die ganze Situation noch einmal. Zum einen in familiärer Hinsicht. Denn die beiden Brüder mußten kein Schulgeld zahlen. Sie hatten tatsächlich ein Stipendium erhalten. Von zwanzig Gulden! Das war ein halbes Vermögen. Zumindest in den Augen der beiden Brüder. Aber auch in den Augen ihrer Eltern. Denn von nun an ging es der Familie etwas besser. Zum anderen änderte sich die Konstellation. Gustav und Franz hatten bis dahin das Zentrum gebildet. Ein Duo. Ein Tandem. Bonny und Clyde. Ernie und Bert. Cindy und Bert. Simon und Garfunkel. Siegfried und Roy. Tom und Jerry. (Nein. Letzteres wohl eher nicht.) Doch jetzt waren sie plötzlich zu dritt. Anfangs. Da war der leibliche Bruder noch das fünfte Rad am Wagen gewesen. Beziehungsweise das dritte. Er war noch jung. Er war noch unerfahren. Und vor allem war er langsam. Zwar gut. Und auch ein wenig pedantisch. Wie Matsch. Aber langsam. Er war eher ein Arbeiter. Ein Techniker. Ein Handwerker. Die großen Einfälle hingegen, die spontanen Geistesblitze, dafür war sein Bruder Gustav zuständig. Gustav dachte. Franz machte. Dieser Spruch ging bald schon in der ganzen Schule um.

Seitdem nun auch noch Ernst hinzugekommen war, zu diesem Duo Infernale, das mit einem Schlag, praktisch über Nacht, zu einem Trio ausgewachsen war, da dachte Gustav. Und die anderen beiden machten. Natürlich machte er selbst auch – und zwar sehr gut – aber er war zweifelsohne der Quell der Kreativität. Der Spontaneität. Der Inspiration. Matsch mußte ihn ab und an einbremsen. Er war ja der Denker. Der Rationale. Der Planer. Der ständig das Für und das Wider gegeneinander aufwog. Und das Trio somit zu einer ungeahnten Effizienz führte. Und Ernst, der war detailversessen. Der liebte es, Ornamentbänder oder Pflanzengirlanden en détail auszuführen, in stundenlanger Kleinstarbeit. Mit ruhiger Hand. Mit einer Engelsgeduld. Stundenlang. Tagelang. Mit immer derselben Präzision. Wie eine Maschine. Etwas, das die anderen beiden haßten. Vor allem Gustav Klimt verabscheute dies zutiefst. Jeder von ihnen besaß also ein völlig anderes, völlig eigenes Talent. Und alle drei vertrugen sie sich. Deshalb paßten sie alle drei auch so gut zusammen. Perfekt sogar.

Diese unterschiedlichen Anlagen müßte man doch irgendwie nützen können. Dachte Franz Matsch. Da sie sich oft und zunehmend zusammen-taten, erlernten sie die Zusammenarbeit. Die Kooperation. Und somit auch die Organisation. Sowie die Teilung. Die Ein. Teilung. Die Auf. Teilung. Die Ver. Teilung. Von Arbeit. Wie im Ameisenstaat eben. Der eine machte dies. Der andere machte das. Je nachdem. Worin man eben schneller war. Und besser. Obwohl natürlich alle drei sehr wohl in der Lage waren. Alles zu machen. Aber darum ging es ja hier nicht. Denn Zeit. Ist Geld. Bekanntlich. Und genau so dachte Franz Matsch. Der bald schon zum Kopf der Bande

aufsteigen sollte. Zum großen Zampano. Zum Paten. Denn seine Planungen, seine Arbeitsein-, und auf-, und -verteilungen, die waren immer höchst effizient. Das erkannten bald auch schon die beiden anderen. Die Gebrüder Klimt, von Natur aus zum Duo prädestiniert, ordneten sich unter. Sie fügten sich. Ohne Widerworte. Ohne Machtkämpfe. Ohne blinde Eitelkeiten. Denn da gab es ganz offensichtlich jemanden, der wirklich Ahnung hatte. Von dem. Was er sagte. Und von dem. Was er tat. Organisationstalent ist nämlich auch ein großes und großartiges Talent. Und weiß Gott nicht jedem Künstler zu eigen. Geschäftstalent hingegen, das wird unter Künstlern so selten vergeben wie der Regen in der Wüste. Nein. Der Matsch hatte völlig Recht. Zeit. Ist Geld. Und je weniger sie alle an ihren Aufgaben arbeiten mußten, desto mehr Freizeit hätten sie. (Und könnten während ihrer Freizeit noch zusätzlich arbeiten, um etwas Geld zu verdienen!) Bald schon würden ihnen all diese Gedanken noch sehr zugute kommen.

Ihr Lehrer Michael Rieser erkannte dieses Potential sofort. Deshalb vermittelte er ihnen bald schon kleine Aufträge. Er selbst war ja an den Entwürfen für die Glasfenster der Votivkirche beteiligt, einem neugotischen Monumentalbau seitlich der Ringstraße, welcher in diesen Tagen kurz vor seiner Vollendung stand. Anlaß zur Errichtung desselben, war ein Attentat auf seine Apostolische Majestät, den damals noch jungen Kaiser Franz Joseph, gewesen. Nach dem vereitelten Anschlag auf den Kaiser, hatte man den Bau der Votivkirche als *Denkmal der Dankbarkeit für die Errettung des Monarchen* initiiert. Schönste französische Hochgotik. Französische Hochgotik der Île de France. So vollkommen, daß selbst die Originale aus dem Mittelalter davor verblassen sollten, die ja im Prinzip allesamt Flickengeräte waren. In Jahrhunderte währendender Kleinstarbeit geschaffen. Und so gut wie nie wirklich vollendet. Die Votivkirche stellte also ein Idealbild der Gotik dar. Wie alles hier. Auf der Ringstraße. Denn die sie säumenden Pracht- und Monumentalbauten, waren allesamt die Idealbilder der jeweiligen Epochen, die sie verkörperten.

„Meine Herren!“, Herr Professor Rieser wandte sich den beiden Klimt-Brüdern sowie Franz Matsch zu, „Sie erhalten nun heute die Aufgabe, diese Entwürfe für die gotischen Fenster der Votiv-Kirche in ein Groß-Format zu übertragen! Sie werden sehen, es ist nicht ganz einfach, diese kleinformatigen Entwürfe umzuzeichnen ... Zu diesem Zwecke fertigen Sie ein Raster an, wie Sie es ja bereits im Unterricht erlernt haben, und übertragen dann die einzelnen Felder, die Sie bitte von Links nach Rechts nummerieren, und von Oben nach Unten mit Buchstaben versehen, auf diese riesigen Papierbögen dort vorn, die Sie natürlich mit eben dem selben Raster versehen, nur dementsprechend größer, natürlich. Das Procedere kennen Sie ja bereits ... Aber zum allerersten Male, werden Sie eine Arbeit in dieser schierigen Größe absolvieren! Die genauen Maße der Fenster sind hier, links, verzeichnet – Sie sehen also, welcher Berg an Arbeit da vor Ihnen liegt! Und bedenken Sie: Ein jeder Übertragungsfehler Ihrerseits, könnte

das gesamte Project gefährden – wenn nicht gar ruinieren! Denn Ihre Übertragungs-Zeichnungen, im Maß-Stabe Eins zu Eins, gehen ja geradewegs in die Glaserei, wo dann schließlich, genau nach *Ihren* Vorgaben, die Fenster producirt werden – und zwar à *l'ancienne*, in einem mittelalterlichen Verfahren ... Natürlich werde ich Ihre Arbeit anschließend kontrollieren – aber ich baue darauf, daß Sie allmählich *eigenständig* zu arbeiten vermögen, ohne die Anleitung eines Docenten ... Zudem müssen Sie sich diesen Berg an Arbeit guth untereinander ein- und auf-theilen! Es geht schließlich nicht an, daß ein jeder von Ihnen alles macht – denn das ergäbe lediglich ein heillooses Durcheinander! Sie müssen nun lernen, *als Gruppe* zusammenzuarbeiten, *als Gesellschaft*, *als Societät*. Haben Sie mich verstanden?"

„Jawohl, werther Herr Professor!“, antwortete Matsch. Und die andern beiden nickten.

„Und noch etwas!“, Professor Rieser, der fast schon zur Türe hinaus war, kehrte noch einmal zurück, „Wenn Sie Ihre Arbeit guth machen, dann werden Sie natürlich von mir dafür entlohnt werden. Guth sogar! Bedenken Sie: Je beßer Ihre Arbeit, je beßer auch die Entlohnung!“

Das ließen sich die drei natürlich nicht zweimal sagen! Nichts hätte sie mehr motivieren können als diese letzten Worte. Alle waren sie darüber sehr glücklich, denn von da an ging es ihnen in materieller Hinsicht schon viel besser. Aber besonders für die Klimts, arm wie Kirchenmäuse, war es ein wahrer Segen. Und gerade durch Aufgaben wie diese, die überdies noch bezahlt wurden, erlernten die drei Kommilitonen, die längst zu Freunden geworden waren, die perfekte Zusammenarbeit, eine stichfeste Organisation sowie eben die optimale Arbeitsteilung. Wie die Bienen summten und surrten sie geschäftig durchs Atelier. Die großen Pergamente und Papierbögen raschelten, es wurde gemurmelt, gesprochen, rezitiert – und schließlich sogar gesungen. Mitunter so laut, daß der eine oder andere Mitschüler seinen Kopf durch die Türe steckte. Bald schon waren sie an der Schule bekannt. Wie bunte Hunde.

Obwohl alle anderen Studenten es mit eigenen Augen mit ansehen konnten, wie effizient so eine Arbeitsteilung war, taten sie sich dennoch nicht zusammen. Natürlich wurden sie von ihren Professoren immer wieder zur Zwangs-Gemeinschafts-Arbeit verdonnert – aber es kam nicht von ihnen selbst, also aus ihnen selbst heraus, dieses Bedürfnis, *gemeinsam* zu arbeiten, sich die Arbeit zu *teilen*; denn somit müßte man sich ja schließlich auch die Lorbeeren teilen. Aber manchmal ist es eben besser, auf das ganze Maß der Lorbeeren zu verzichten und sich vielmehr mit der Hälfte davon, oder gar einem Drittel, zufrieden zu geben. Vor allem, wenn man dann viel schneller mit der Arbeit fertig ist und zudem wesentlich genauer arbeitet als allein (denn drei Augenpaare sehen die Fehler schneller und besser als eines allein!). Und die Bezahlung, die gibt es ja ohnehin immer pro Person – und nicht etwa pro Gruppe. Es sprach also überhaupt nichts dagegen, sich zur Arbeit zusammenzutun. Und zwar dauerhaft. Und doch waren sie die einzigen an dieser Schule, die es taten.

Im dritten Jahr, Anno 1879, hatten alle drei die für den Abschluß erforderlichen Prüfungen abgelegt. Und wollten nun zur Staatsprüfung für Zeichenlehrer an Mittelschulen zugelassen werden. Lehrer werden! Das war der eigentliche Plan. Und wer weiß, was gekommen wäre, wenn es denn so gekommen wäre. Die Welt hätte dann höchstwahrscheinlich verzichten müssen. Auf einen ihrer größten Künstler.

Und so geschah es, daß Hofrat Eitelberger, Ritter von Edelberg, der Gründer der Kunstgewerbeschule, wieder einmal die Schul-Ateliers besuchte. Wahrscheinlich wurde er von Professor Rieser auf die drei Burschen aufmerksam gemacht, denn er ging geradewegs auf sie zu und ließ sich ihre Arbeiten eingehend zeigen.

„Soso ...“, sagte er, „Das sind also Ihre Arbeiten ... Soso ... Nun, Ihre Übertragungs-Zeichnungen für die Fenster der Votivkirche habe ich ja bereits gesehen. Respectabel, muß ich sagen, respectabel ... Nicht gerade einfach, bei dieser enormen Größe, nicht wahr?“

Die drei nickten. Keiner von ihnen getraute sich, Herrn Hofrat Eitelberger von Edelberg direkt anzusprechen. Selbst Matsch nicht.

„Sie arbeiten sehr präzise!“, fuhr dieser fort, während er weitere Blätter durchsah, „Und wer von Ihnen hat dies hier gemacht?“, er deutete auf eine großformatige, allegorische Zeichnung, welche die vier Jahreszeiten versinnbildlichen sollte.

„Wir alle zusammen, Hochwohlgeboren!“, beeilte sich Matsch zu sagen. Und senkte dabei den Kopf.

„Sie alle zusammen?“, Eitelberger setzte seinen Zwicker auf, um die Details der Zeichnung eingehender studieren zu können, „Und wer macht was? Ich meine ... man sieht ja gar keinen stilistischen Unterschied!“

„Wir arbeiten alle gleich!“, entgegnete wieder Matsch, „Das haben wir schließlich so gelernt ... Bei Meister Rieser ...“

„Aha!“, Eitelberger richtete sich plötzlich auf, „Einer für Alle - Alle für Einen! Alexandre Dumas, nicht wahr?“

Die drei nickten. Keine Ahnung, wovon er da sprach. Aber es mußte wohl in Ordnung sein. Denn er lächelte.

„Ich habe die ornamentalen Verzierungen ringsherum gezeichnet!“, brach nun Ernst Klimt sein Schweigen, „Sowie das allegorische Mittelfeld, mit den Früchten und Blumen ...“

„Ich selbst habe die beiden linken Figuren gezeichnet“, fügte Matsch rasch hinzu, „Also Frühling und Herbst ...“; und da Gustav einfach nicht seinen Mund aufbekam, ergänzte er: „Und die beiden rechten Figuren hier, Sommer und Winter, die stammen von meinem Kollegen hier, Gustav Klimt ...“

„Aha, dem Bruder ...“, Hofrat Eitelberger beugte sich wieder über das Blatt Papier, nachdem er einen kurzen Blick auf Gustav Klimt geworfen hatte, „Das ist wirklich erstaunlich ... Man sieht kaum einen Unterschied

zwischen diesen vier allegorischen Gestalten! Die beiden rechten erscheinen mir vielleicht etwas bewegter – aber das liegt wohl an der Dramatik der beiden extremen Jahreszeiten, Sommer und Winter, während ja Frühling und Herbst eher gemäßigt und verträumt dargestellt werden möchten – wenn nicht gar ein wenig melancholisch ...“

„Genauso ist es!“, sagte Franz Matsch. Und es klang ein wenig vorlaut.

„Und woher stammt die Vorlage?“, Eitelberger setzte nun seinen Zwicker ab und musterte alle drei Schüler eingehend.

„Es gab keine. Wir haben uns dies alles hier selbst ausgedacht!“, entgegnete umgehend Franz Matsch. Und man sah ihm seinen Stolz an. (Und seine Selbstsicherheit sowieso.)

„So?“, Hofrat Eitelberger von Edelberg setzte seinen Zwicker auf, „Hm ...“

Eine längere Pause trat ein. Und allmählich wurden die drei Burschen etwas unruhig. Vor allem Franz Matsch. Er mochte es gar nicht, auf die Folter gespannt zu werden. Außerdem befürchtete er, daß er doch ein wenig *zu* vorlaut gewesen war.

„Hm ...“, schließlich legte Professor Eitelberger alle Blätter wieder zusammen und sah die drei eindringlich an, „Zeichenlehrer?“, und er schüttelte dabei verneinend den Kopf, „Ihr müßt *Maler* werden!“

„Maler?“, entfuhr es Matsch, während es Gustav Klimt innerlich vor Glück förmlich zerriß.

Ja! Dachte er. Das ist es! Heureka! Maler! Wieso bin ich nicht selbst darauf gekommen?

„Jeder von Ihnen wird ein Stipendium von monatlich zwanzig Gulden bekommen und Sie werden dann in die Abteilung für Malerei und Decorative Kunst zu Herrn Professor Ferdinand Laufberger eintreten ...“; und da von den dreien offensichtlich keinerlei Reaktion kam, fügte Hofrat Eitelberger süffisant hinzu: „Das ist den drei jungen Herren doch wohl hoffentlich genehm?“

„Aber ja doch!“, sprudelte es nun nur so aus Matsch heraus, „Das ist einfach unglaublich! Einfach wunderbar!“

„Wirklich!“, ergänzte nun auch Ernst Klimt, „Vielen, vielen und vor allem aller-herzlichsten Dank, Hochwohlgeboren!“

Gustav Klimt hingegen blieb stumm. Wie ein Fisch. Aber ihn freute diese völlig neue Wendung wohl am allermeisten. Es war also beschlossen. Er würde Maler werden. Und das war auch besser so. Viel besser sogar. Die Welt würde es ihm danken. (Beziehungsweise gebührt der Dank dazu wohl in erster Linie Hofrat Rudolf Eitelberger von Edelberg.)

Wenig später standen sie bereits vor Professor Ferdinand Julius Laufberger. Vor einer Ikone also. Der Ringstraßen-Dekorationskunst. Vor einer lebenden Legende. Er wollte die drei jungen Burschen, von denen zur Zeit hier an der Schule jeder sprach, einmal näher kennenlernen. Zu diesem Zwecke hatte er sie in seinem Sprechzimmer empfangen. Einem dunkel getäfelten Raum. Der altertümlich wirkte. Obwohl er doch brandneu war. Und wo es Kaffee gab. Auch den drei Studenten wurde jeweils eine Tasse

gereicht. Jetzt waren sie schließlich Männer! Und tatsächlich hatten sich alle drei, wie um es zu demonstrieren, erst kürzlich einen Bart stehen lassen. Das gehörte zu einem Künstler einfach dazu. Zumal in diesen Tagen. Einen Künstler oder gar Intellektuellen ohne Bart – das gab es einfach nicht!

„Soso!“, begrüßte er sie, „Sie sind also unsere drei Hoffnungsträger für die Zukunft, habe ich gehört ... Meine Herren, nehmen Sie bitte Platz! Milch und Zucker?“

Alle drei nickten.

„Franz Matsch und... Gustav Klimt ...“, er schaute in irgendein Formular, „Sie haben vor drei Jahren inscribiert, nicht wahr? Im Jahre 1876 ...“

„Jawohl. Das ist richtig“, entgegnete Franz Matsch.

„Und Sie ... Ernst Klimt, der Bruder, Sie kamen ein Jahr später zu uns ...“

„Jawohl“, entgegnete dieser knapp.

„Nun ... Die beiden Erst-Genannten stehen ja jetzt unmittelbar vor ihrem Abschluß als Zeichenlehrer... Beim jüngeren Bruder fehlt uns aber noch ein ganzes Jahr ... Zudem ist er noch sehr jung ... Jahrgang 1864 ... Hm ... Das ist allerdings ein Problem ...“

Ernst Klimt sah verschreckt zunächst den Herrn Professor und dann seinen Bruder an.

„Sie müßten mir dann natürlich noch die eine oder andere Arbeit abliefern – respective bei Herrn Professor Rieser – aber guth, wir sind ja hier schließlich alle im selben Hause, nicht wahr?“

Alle drei nickten. Sie saßen wirklich sehr brav und artig da. Alle nebeneinander. Genau in einer Reihe. Wie die Hühner. Auf der Stange. Oder wie Donald Duck's Neffen. Hinten. Im Automobil. Tick. Trick. Und Track.

„Herr Hofrat Eitelberger, Ritter von Edelberg, ein großer Kunsthistoriker und Archäologe – sowie natürlich der Gründer dieser Schule, wie Sie ja wissen – war von Ihren Arbeiten recht angethan ...“, Laufberger nippte an seiner Kaffeetasse, die mit einem hübsch dekorierten Goldrand versehen war, „Und er versicherte mir, daß man Sie drei nach Möglichkeit nicht trennen sollte, da Sie ... wie nannte er es doch gleich? Ach ja: Da Sie drei eine Art Kumpanie, nein: *Compagnie*, bilden!“

Ein gutes Wort. Dachte Matsch. Das könnte man vielleicht sogar verwenden. Und zwar glattweg.

„Nun denn ... Wir schreiben zwar bereits das Jahr 1879, doch die Arbeiten an der Ring-Straße sind alles andere als vollendet! Es gibt noch haufenweise zu thun – allem voran auf der Baustelle des künftigen Kaiserlichen und Königlichen Kunsthistorischen Hof-Museums! Dort fehlt nemlich noch die gesamte Innen-Ausstattung – doch darauf komme ich später wieder zurück – sowie im neuen Kaiserlichen und Königlichen Hof-Burg-Theater, das ja bald errichtet werden soll, et cetera, et cetera ... Von all den privaten Palais' an der Ring-Straße, welche sich derzeit im Bau befinden, und die alle nach einer Innen-Decoration verlangen, einmal ganz zu schweigen!“, er legte eine kurze Pause ein, während er die drei Studenten eingehend betrachtete, „Sie sehen also, meine Herren: Es gibt alle Hände

voll zu thun in Wien! Man benöthigt – und sucht sogar hände-ringend! – junge Talente, wie Sie es sind! Justament in diesen Tagen, ist Ihre Fähigkeit also gefragt wie nie. Es ist Ihre aller große Chance – und ich selbst werde Sorge dafür tragen, daß Sie diese auch ergreifen und nützen werden!“

Die drei jungen Studenten nickten zustimmend.

„Wenn Sie also nun zu mir, in die *Classe für Malerei und Decorative Kunst*, eintreten, verlängert sich Ihr Studium dadurch um weitere drei bis vier Jahre! Insgesamt würden Sie damit ganze sieben Jahre lang an dieser Schule ausgebildet – der jüngste von Ihnen sechs ...“, er warf Ernst Klimt einen kurzen Blick zu, „Erst im Jahre 1883 wären Sie dann alle gemeinsam frei! Eine lange Zeit, nicht wahr? Natürlich können Sie alle drei nicht so lange mit privaten und öffentlichen Aufträgen zuwarten – denn schließlich muß ja ein jeder Mensch von etwas leben und Geld verdienen, nicht wahr?“

Alle drei nickten. Unisono. Völlig synchron.

„Ja, dem ist nun mal so: Der Mensch lebt leider nicht von Luft und Liebe allein ...“, Laufberger lächelte, „Also werde ich dafür Sorge tragen, daß Sie drei mir auch nicht verhungern, in all der Zeit! Haben Sie mich verstanden?“

Und wieder Nicken.

„Nicht nur, daß Sie alle drei ein monatliches Stipendium von zwanzig Gulden erhalten werden – auch werde ich Sie laufend mit Aufträgen eindecken. Mit *bezahlten*, wohlgemerkt!“

Die drei Studenten bedankten sich. Ihre Freude war ihnen anzusehen.

„Sie könnten also bereits während Ihres Studiums reich werden!“, Laufberger lachte, „Nein, ganz im Ernst! Herr Professor Rieser sagte mir, Sie verdienen bereits etwas, indem Sie Portrait-Zeichnungen nach Photographien anfertigen, also daß Sie klein-formatige Photographien wohlhabender Wiener in ein größeres Format übertragen, wie Sie es hier an der Schule gelernt haben, um sich damit ein gewisses Zubrot zu verdienen. Ist das richtig?“

„Jawohl“, entgegnete Franz Matsch. Und die anderen beiden nickten.

„Nun, sehen Sie ...“, Professor Laufberger setzte eine bedeutungsschwere Miene auf, „Für eine *Zeichnung* können Sie ja nicht gar so viel verlangen, obgleich die Arbeit daran fast die selbe Mühe macht wie bei einem gemalten Portrait, à l’huile ... Wenn Sie drei fortan meinen Malerei-Curs besuchen werden, dann können Sie in Zukunft für so ein gemaltes Portrait guth fünf, wenn nicht gar sechs Gulden verlangen!“

Mein Gott! Dachten alle drei. Sechs Gulden! Das war ja ein halbes Vermögen. Das machte gut ein Drittel ihres monatlichen Stipendiums aus! Gelänge es ihnen, sagen wir, vier Portraits im Monat anzufertigen, dann ergäbe dies immerhin vierundzwanzig Gulden – plus der zwanzig Gulden Stipendium – also beinahe fünfzig Gulden monatlich! Das war mehr als bloß ein Taschengeld. Zumal in diesen Tagen. Zumal als Künstler. Beziehungsweise als Kunststudent.

„Und bedenken Sie!“, der Professor schien es wirklich ernst mit ihnen zu meinen, „Wenn Sie dann erst einmal Ihre Ausbildung hier abgeschlossen haben, und allesamt fertige Künstler sind, dann können Sie letztendlich für

Ihre Werke verlangen was Sie wollen! Und sollte es jemand von Ihnen zu einer gewissen Bekanntheit – oder gar Berühmtheit – bringen, dann können Sie sich überhaupt Ihre Hände vergolden lassen, oder was weiß ich ...“

Diese Worte waren ein unglaublicher Motivationsschub für die drei. Vor allem für Gustav Klimt. Der es satt hatte. Arm zu sein. Der seiner Mutter endlich ein Leben ermöglichen wollte. Ein Leben. Das sich ziemte. Und das ihrer würdig war.

„Bei mir sind Sie da in allerbesten Händen!“, Laufberger setzte ein nicht unbescheidenes Lächeln auf, „Ich bin ausgebildeter Maler, Radierer und Lithograph – und seit dem Jahre 1868 Professor für Figürliches Zeichnen an dieser Schule. Sie sehen also, ich war ganz von Anfang an dabei – ein Mann der ersten Stunde sozusagen ...“

Alle drei nickten. Und tatsächlich sollte Ferdinand Julius Laufberger den größten Einfluß auf die drei Kunststudenten ausüben – vor allem auf den jungen Gustav Klimt, der sich erst dreizehn Jahre später, allmählich, von diesem Einfluß Laufbergers befreien sollte.

„Sie wissen ja, daß ich selbst zu den erfolgreichen Malern Wiens zähle, überdies mit der decorativen Ausstattung einer Vielzahl öffentlicher Bauten an der Ring-Straße betraut ... Das sage ich nicht, um vor Ihnen zu glänzen oder gar zu prahlen – das habe ich ja auch gar nicht nöthig – sondern um Ihnen zu garantieren, daß Sie bei mir nicht bloß hohles Geschwätz zu hören bekommen, sondern auch in die Praxis eingeführt werden! Sehen Sie ... Es gibt, vor allem an der Academie, eine Vielzahl von Professoren, die halten sich, warum auch immer, für etwas Besseres ... Die schauen dann stets auf uns Kunst-Gewerbler herab und meinen, wir seien keine *richtigen* Künstler, da unsere Kunst eben einem ganz handfesten Zwecke dient, nemlich der Gebäude-Decoration und somit der Verschönerung des öffentlichen Lebens im Allgemeinen ... Aber ich frage Sie: Was sollte daran verwerflich sein? Weshalb sollte ein Kunstwerk weniger werth sein, wenn es an einem öffentlichen Gebäude angebracht ist – als ein anderes, das sich in einem privaten Boudoir befindet, an der Wand, wo es, außer dem Haus-Herren natürlich, kein Mensch je zu Gesichte bekommt? Ich sage Ihnen: Das ist pure Hypocrisie! Denn schließlich verlangen die Herren Professoren von der Kunst-Academie doch ebenfalls etwas für Ihre Bilder – nemlich bare Münze! Auch in den heiligen Hallen der Kunst-Academie, ist doch ohne Moos nichts los!“

Die drei kicherten.

„So ist es nunmal ...“, fuhr Professor Laufberger fort, „Auch ein Künstler muß schließlich von etwas leben! Sie sehen also: Bei mir gibt es nicht etwa bloß dummes Geschwätz, sondern auch eine enorme Praxis-Erfahrung! Überdies werden Sie hier – zumal was die Technik und Materialkunde anbelangt – wesentlich mehr lernen können als an der Academie! Und dadurch, daß Sie bereits während Ihres Studiums allerlei Aufträge entgegennehmen werden – ja, sogar Staats-Aufträge, wenn Sie Glück haben, von allerhöchster Hand! – da werden Sie mittels Ihrer Aufgaben wachsen! Sie verstehen hoffentlich, was ich meine! Während die Studenten der Kunst-

Academie hoch oben in ihrem Elfenbein-Thurme sitzen, und sich für etwas Besseres halten, da stehen wir Kunst-Gewerbler schon längst mitten im Leben – mitten im Arbeits-Leben – denn unsere Kunst wird ja schließlich auch *angewandt*! Sie dient einem ganz speciellen und specifischen Zwecke! Deshalb könnte man hier auch von einer *Angewandten Kunst* sprechen ...“

Die drei Studenten nickten. Und führten ihre drei Kaffeetassen synchron zum Mund. Obwohl diese schon längst leer waren.

„Um Ihnen nur ein Beispiel zu nennen ...“, fuhr Laufberger fort, der sich in der Rolle des Heroen offensichtlich sehr gut gefiel, „Mein erster öffentlicher Auftrag hier in der Reichs-Hauptstadt war es, den zweiten Vorhang des Wiener Hof-Opern-Theaters zu gestalten, den ich übrigens im Jahre 1869 vollendete ... Da war ich nun schon ein ganzes Jahr lang Professor hier an der Schule. Sie können sich nun sicherlich denken, daß ich all meine Studenten – es war der aller-erste Jahrgang hier bei uns! – zur Mitarbeit verpflichtete ... Nicht nur, daß diese jungen Burschen ungemein viel lernten – nein, wenn sie heute ins Opern-Haus gehen, mit ihren Familien – und vielleicht sogar bereits mit ihren Kindern, wer weiß? – dann können Sie – und dies völlig zu Recht – voller Stolz sagen: ‚Schaut her, an diesem Opern-Vorhange habe ich selbst mitgewirkt! Von mir stammt diese oder jene Figur, hier oder dort!‘. Verstehen Sie nun, was ich meine? Praxis ist alles! Die Kunst dient nicht der Kunst allein – so wie es manche Professoren an der Academie wohl gerne sehen würden! Nein: Sie muß auch *angewandt* werden! Sie muß einen *Zweck* erfüllen ...“

Was für eine Rede! Gern hätten die drei Jungs laut applaudiert. Und „Bravo!“ gerufen. Und „Vivat!“ . Und „Heil Dir!“ . Aber das trauten sie sich nun doch nicht.

„Anschließend wurde ich mit der Ausmalung der Stiegenhäuser unseres anhängigen Österreichischen Museums für Kunst und Industrie betraut – nun, zumindest war ich daran betheilig – und ich führte auch die Medailons an der Faßade eben dieser Kunst-Gewerbe-Schule hier aus“, er deutete vage in die Luft, „wobei dieser Neubau ja zwischen 1873 und 1877 errichtet worden ist, wie Sie ja alle wissen! Schließlich haben Sie die Baustelle ja noch selbst miterlebt! Und der Jüngste von Ihnen, der ist doch justament im Vollendungs-Jahre desselben zu uns dazugestoßen, nicht wahr?“

Ernst Klimt nickte.

„Eines, meine Herren, müssen Sie immer beachten – auch über Ihr Studium hinaus: Die angeforderten und bei Ihnen in Auftrag gegebenen Ausmalungen, müssen stets und unter allen Umständen mit der zu decorierenden Architectur correspondieren! Die Malerei muß der Architectur *dienen* und nicht etwa umgekehrt! Deshalb darf die Malerei auch keine selbständige oder gar dominierende Rolle einnehmen! Verstehen Sie?“

Gustav Klimt nickte. Dennoch sollte er sich diesem heiligen Gebot widersetzen. In knapp zwanzig Jahren. Und es sollte zur Katastrophe führen.

„Ja, aber wirkt dann nicht alles thot und leer?“, wagte er einen Einwand. Es war das erste Mal, daß er heute den Mund aufthat.

„Das ist eine gute Frage!“, dennoch schien Professor Laufberger überrascht, „Sie sprechen die Gefahr einer allzu musealen Wirkung an, ich verstehe ... Nun, der Gefahr, daß die Malerei etwa leer und formelhaft wirken könnte, müssen Sie mittels einer melodiosen Formen-Sprache – also mittels eines beseelten, geradezu lyrisch anmuthenden Formen-Typus’ – beherzt entgegen-wirken! Aber keine Sorge – ich werde Ihnen schon noch zeigen, wie man dies bewerkstelligt ... Schließlich werden meine Fähigkeiten auf diesem Gebiete, also der Decorations-Malerei, in ganz Wien hoch geschätzt!“

Die drei Studenten nickten. Er mußte ja Recht haben. Schließlich war er der Professor. Und erfolgreich noch obendrein.

„Meine Principien – also allem voran die Integration der decorativen Malerei in einen architectonischen Zusammenhang – sind das Um und Auf in meinem Cursus! Und dann natürlich die Technik! Wer die Technik nicht beherrscht, dessen Schaffen wirkt auf die Betrachter unglaublich – so guth er als Künstler auch sein mag! Schauen Sie ... das alles, was in diesen Tagen auf der Ring-Straße entsteht, ist ein historistisches, respective eclectisches, Programm ... Wenn man also ein Parlament im griechischen Stile erbaut, wie zur Zeit bei uns in Wien, dann muß der es Betreffende *wahrhaftig* der Illusion erliegen, sich in einem altgriechischen Bauwerke zu befinden! Mit der Motiv-Kirche ist es genau das Gleiche! Die schönste gothische Fassade wäre vollkommen sinn- und zwecklos, gäbe es in ihrem Innern ein wahl- und heillooses barockes Misch-Masch! Sie verstehen hoffentlich, was ich meine!?“

Die drei nickten.

„Und nehmen Sie selbst unser Museum hier! Es ist im Stile der florentinischen Hoch-Renaissance errichtet worden – also spiegelt auch sein Inneres eben jene Epoche wider! Anders ergäbe es auch gar keinen Sinn ... Und à propos Italien: Ich habe durch meinen Aufenthalt in Italien nicht nur mein eigenes Kunst-Schaffen vorangetrieben und dementsprechend verändert – ja, die italienische Kunst hat mein Schaffen unverkennbar beeinflusst! – sondern ich brachte auch bereits längst verloren geglaubte Recepturen und Techniken der verschiedensten Art nach Wien mit ... Nehmen Sie zum Beispiel die Sgraffito-Technik, ferner die alte Art und Weise des Fresco-Malens, dann die Bemalung von Terracotten, et cetera, et cetera ... Ich lernte es in Italien, von alten Meistern, diese diversen, alterthümlichen Techniken tadellos zu beherrschen – sowohl theoretisch als auch in der Praxis ... Sie werden es in meinem Cursus noch selbst sehen – und natürlich auch erlernen! Der hoch-verehrte Hofrath Eitelberger, Ritter von Edelberg, weiß sehr wohl, was er an mir, als Lehr-Kraft für diese Schule, gewonnen hat! Und Sie werden es eines schönen Tages auch noch zu schätzen wissen ...“

Ein wenig selbstverliebt war er schon. Dieser Laufberger. Dachte Gustav Klimt. Und Ernst dachte es auch. Nur Franz Matsch dachte es nicht. Der dachte diesbezüglich ganz anders. Nämlich: Der ist ja ganz genau so wie ich! Beziehungsweise: Der ist ja ganz genau so, wie ich selbst es eines Tages gern sein würde. Und das wurde er auch.

Doch bei Professor Ferdinand Julius Laufbergers Worten, so anstrengend seine ellenlangen Vorträge für manche Schüler mitunter auch sein mochten, handelte es sich keineswegs bloß um heiße Luft! Er war schließlich ein höchst professioneller Vollblut-Künstler, zudem extrem gut vernetzt, der alles und jeden ganz genau im Blick hatte. So erkannte er auch die außergewöhnliche Begabung seiner drei Schüler sofort. Und bald schon sah er in ihnen seine Thronfolger heranwachsen – jene, die eines Tages sein Werk weiterführen sollten. Und dies sollte schon sehr bald sein, denn Professor Laufberger starb, völlig unerwartet, nur zwei Jahre später. Da war er erst zweiundfünfzig Jahre alt.

Er beteiligte die drei deshalb, wie bei der ersten Unterredung versprochen, sehr bald an seinen öffentlichen Aufträgen. Vor allem für die Gebrüder Klimt bedeutete dies einen schier unglaublichen finanziellen Aufstieg. Ihre gesamte Familie profitierte nun davon. Sie waren plötzlich der ganze Stolz des Vaters, Heilige für die Mutter, und Helden in den Augen ihrer Geschwister. Vor allem der jüngeren. Seitdem sie die Klasse für Malerei besuchten, fielen ihnen die Aufträge förmlich nur so zu. Ihr Stipendium, das an sich schon sehr großzügig und ein Segen für die ganze Familie war, konnten sie bald schon dadurch aufbessern, indem sie zum Beispiel Zeichnungen von Ohrenpräparaten für den damals bekannten Ohrenarzt Professor Adam Pollitzer anfertigten. Vor allem Gustav interessierte sich sehr für die menschliche Anatomie. Außerdem sollten immer mehr private Aufträge für Portraits hinzukommen, die sie hauptsächlich nach Photographien anfertigten. Und tatsächlich. Sie verlangten sechs Gulden. Und sie bekamen auch sechs Gulden.

„Meine Herren!“, Laufberger betrat das Atelier, in welchem all seine Kunststudenten sich soeben in Farbschattierungen übten, „Matsch, Klimt und nochmals Klimt, bitte zu mir!“

Gustav, Ernst und Franz tauschten irritierte Blicke aus und folgten schließlich ihrem Meister in sein Zimmer.

„Klimt ... Klimt ...“, murmelte dieser, nachdem die Tür verschlossen war, „Was ist das überhaupt für ein Name? Etwa böhmisch? Nein. Das klingt ja schon fast scandinavisch, finde ich ...“

„Unser Vater stammt aus Böhmen!“, beeilte sich Ernst Klimt zu sagen.

„Ach so?“, Laufberger horchte auf, „Von wo denn da?“

„Aus Drabschitz, bei Leitmeritz, in Nord-Böhmen!“

„Ach!“, Professor Laufberger schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte vor ihm, „Das gibt es doch gar nicht! Kinder, wie klein die Welt doch ist!“

Die drei Burschen tauschten leicht irritierte Blicke aus.

„Stellen Sie sich nur vor: Ich selbst habe sieben Jahre lang, nemlich von 1837 bis 1844, in Schüttenitz, bei Leitmeritz, gelebt – also in exact der-

selben Gegend, aus der scheinbar Ihre Vorfahren stammen! Ich selbst war da erst acht Jahre alt, als es meinen Vater dorthin verschlug – und lebte dort, bis ich fünfzehn Jahre alt war ...“, er schien plötzlich mit seinen Gedanken ganz woanders, „Ach, Kinder, wie die Zeit vergeht! Kaum zu glauben, wohin es einen im Laufe eines Menschenlebens verschlägt! In Italien und in Paris war ich ja auch ...“

„Ja, Sie haben dort im Atelier von Léon Cogniet Act-Malerei studiert!“, beeilte sich Matsch hinzuzufügen.

„Oha! Na, wir sind aber guth informiert!“, Laufberger schien wirklich beeindruckt, „Ja, die Act-Malerei ist nach wie vor mein Steckenpferd! Man sagt mir nach, daß ich sehr begabt darin sei. Also geben Sie alle in Zukunft guth Acht! Sie werden es in Ihrem Leben ganz sicher noch guth gebrauchen können. Jeder Maler thut dies!“

Nun nickte vor allem Gustav Klimt. Ah! Akt-Malerei! Also Nackt-Malerei! Endlich! Modelle. Frauen. Nackte Frauen! Rote. Blonde. Brünette. Schwarze ... Aber vor allem Rote! Ja. Das war es. Die Aktmalerei. Und tatsächlich. Sollten seine Aktzeichnungen später für Furore sorgen. Von Frauen nämlich. Von nackten Frauen. Von Roten. Und Blonden. Und Brünetten. Und Schwarzen ... Aber vor allem von Roten.

„Ach, Paris ...“, Laufberger war nun offensichtlich ins Träumen geraten, „Im Jahre 1863 machte ich dort meine Zusatz-Ausbildung ... Da war ich zwar bereits vierunddreißig Jahre alt – aber, mein Gott, was für ein süßes Leben, in Paris ... War einer von Ihnen schon einmal dort?“

Nun nickten alle drei in der Horizontalen. Und zwar völlig synchron.

„Na, was rede ich da auch – Sie sind ja grad erst einmal um die Fünfzehn, Sechzehn, nicht wahr? Aber warten Sie’s nur ab – Sie alle werden noch dahinkommen! Ein jeder Künstler *muß* dahinkommen! Paris ... Ach, Paris ...“

Und tatsächlich versuchten sich die drei jungen Männer diese Stadt vorzustellen. Die Hauptstadt der Kunst. Die Hauptstadt der Liebe. Des Vergnügens. Des Lasters. Der Sünde. Der fleischlichen zumindest. Und zumindest einem von ihnen sollte es nicht vergönnt sein, Paris mit eigenen Augen gesehen zu haben.

„Nun, weshalb ich Sie eigentlich hierher bestellt habe ...“, Laufberger setzte eine bedeutungsvolle Miene auf, „Ich habe gute Nachrichten für Sie drei! Sehr gute sogar! Und zwar gibt es bereits den ersten Auftrag für Sie!“

Die drei begrüßten diese Ankündigung mit großem Hallo. Obwohl sie noch nicht lange bei Professor Laufberger studierten, war das Eis zwischen ihnen mittlerweile gebrochen und man traute sich, etwas mehr aus sich herauszugehen.

„Wie Sie alle vermuthlich wissen, begeht das ehrwürdige Kaiser-Paar heuer seine Silberne Hochzeit. Deshalb wird auf der Ring-Straße ein großer Fest-Zug vorbereitet, der, wie ich gehört habe, geradezu fulminant werden soll, denn kein Geringerer als Hans Makart hat sich seiner Ausrichtung angenommen ...“

Hans Makart! Die Augen der drei Studenten wurden ganz groß. Und das sah auch Professor Laufberger.

„Ja, Sie haben richtig gehört!“, sagte er, „Wiens Maler-Fürst höchstpersönlich, wurde mit der gesamten Organisation betraut – und Sie können sich sicherlich vorstellen, wie prächtig das Ganze dementsprechend ausfallen wird. Schließlich ist Makart berühmt für seine ... nun, nennen wir es ... *Extravagance!*“

Dies war den Dreien sehr wohl bekannt. Jedem in Wien war es das. Und nicht nur in Wien. Denn Hans Makart war ein Phänomen. Ein Unikat sowieso. Und über die Reichs- und Landesgrenzen hinaus bekannt.

„Man nennt diesen Fest-Zug zur Ehrung und Huldigung des Kaiser-Paares deshalb schon im Vorfeld den ‚Makart-Festzug!‘“, Laufberger lächelte, „Der offizielle Titel lautet natürlich: ‚Festzug zur fünfundzwanzig-jährigen Vermählungs-Feier des Allerhöchsten Kaiser-Paares, veranstaltet von der Haupt- und Residenzstadt Wien‘, aber kein Mensch nennt ihn so ... Am 27. April ist es übrigens schon so weit – das Allerhöchste Kaiserpaar hat zwar an einem 24. April geheirathet, doch heuer fällt der 24. April auf einen Donnerstag, weshalb die Festivitäten mit dreitägiger Verzögerung, am darauffolgenden Sonntage, stattfinden werden ... Sie sehen also, es bleibt weiß Gott nicht mehr viel Zeit übrig, um diesen Jubiläums-Festzug vorzubereiten!“

„Am 27. April schon?“, fragte Franz Matsch, „Aber das ist ja wirklich schon sehr bald! Wie weit ist man denn mit den Vorbereitungen?“

„Nun ...“, Professor Laufberger lächelte, „Nicht sehr weit, um ehrlich zu sein ... Meister Makart ist ja nicht gerade für seine lang-fristigen Planungen bekannt ... Aber er arbeitet außergewöhnlich rasch! Das ist sein großes Steckenpferd. Und gleichzeitig auch seine Achilles-Ferse, sein wunder Angriffspunkt, bezüglich all seiner Neider – und derer gibt es ja viele, wie Sie sicherlich bereits gehört haben ... Nein, er arbeitet wirklich außer-ordentlich schnell! Also mache ich mir diesbezüglich keine großen Sorgen ... Allerdings hat er sich gestern an mich gewandt – und an einige andere Künstler ebenso – denn selbstverständlich muß er einiges an Arbeit delegieren ... Die Arbeit an *einigen* Fest-Wagen zumindest, denn der Meister gibt nur höchst ungern etwas aus der Hand, müssen Sie wissen ... Nun, wir Künstler, die er mit dieser Arbeit betraut hat, benötigen selbstverständlich die Hilfe unserer Schüler – denn ohne sie, könnten wir diesen wahrhaftigen Berg an Arbeit wohl kaum bewältigen ... Und nun kommen also *Sie* ins Spiel, meine Herren!“

Die drei Burschen staunten nicht schlecht. Für sie war es nicht nur eine wichtige berufliche Erfahrung, sondern eine wahre Ehre, an diesen Vorbereitungen beteiligt zu sein. Zumal in diesem Alter! Der erst sechzehnjährige Gustav Klimt, würde erst im Juli seinen siebzehnten Geburtstag begehen. Und sein Bruder Ernst, war überhaupt nur knapp fünfzehn Jahre alt.

„Sie kennen den Meister persönlich?“, fragte Franz Matsch voller Bewunderung.

„Aber selbstverständlich kenne ich Hans Makart persönlich!“, entgegnete Laufberger, nicht ohne Stolz, „Ich kenne sie alle! Mit Hans Makart, oder etwa auch mit Emil Jacob Schindler, verbindet mich sogar eine enge, jahrelange Freundschaft!“

Schindler! Makart! Vor allem Makart! Der unbestrittene Malerfürst Wiens! Die drei Studenten bekamen ihren Mund gar nicht mehr zu.

„Natürlich könnte ich da auch etwas arrangieren ...“, Laufberger lächelte etwas selbstgefällig, „Ich kann mir vorstellen, wie wild Sie darauf sein müssen, Makarts legendäres Atelier in der Gußhaus-Straße zu besichtigen!“

Makarts Atelier! Oh ja! Die drei tauschten untereinander freudige – und vor allem erwartungsvolle – Blicke aus.

„Wir werden sehen, was sich diesbezüglich thun läßt ... Sie werden ihn ja im Rahmen der Planungen ohnehin kennenlernen, denn er beguthachtet alles stets höchst-persönlich – und darüber hinaus überaus acribisch!“

Na, wenn das heute Abend die Eltern erführen! Und die Geschwister. Aber allen voran der Vater. Er würde vor lauter Stolz auf seine beiden ältesten Söhne glatt übergehen!

„Sie wissen ja, daß Hans Makart bereits zu Lebzeiten zur Legende geworden ist ...“, fuhr Professor Laufberger fort, „Ganz Wien spricht ja nurmehr vom Makart-Stil, von der Makart-Einrichtung – gar vom Makart-Kragen und vom Makart-Bouquet! Derzeit ist wirklich *alles* Makart, hier bei uns im schönen, neuen Wien! Und während der kommenden Ball-Saison, da werden die Festivitäten vermuthlich nicht etwa mit *„Alles Walzer!“* eingeläutet, wie sonst üblich, sondern mit: *„Alles Makart!“* ...“, er lachte, „Und nun stellen Sie sich einmal vor – ich selbst weiß es auch erst seit kurzem und zwar aus äußerst vertrauens-würdiger Quelle – daß heuer noch der Beschluß gefaßt werden soll, in der Stadt Salzburg, den Hannibal-Platz in Makart-Platz umzubenennen! Stellen Sie sich das nur einmal vor! Wann erlebt man so etwas schon? Zumal als Künstler! Zumal in Österreich! Ausgerechnet! Nein, welch unglaubliche Ehre für den Meister! Wem wird die schon zutheil? Zumal noch zu Leb-Zeiten?“

Diese Worte Laufbergers waren ein regelrechter Ansporn für Gustav Klimt. Denn Makart war schon seit jeher sein großer Held gewesen. Und er selbst, sah sich seit jeher schon als dessen glühender Bewunderer. Als sein Adept. Sein Schüler. Sein Jünger. Sein Novize. Sein Neophyt. Sein Initié. Sein Eromenos. Und nicht nur das. Eines Tages wollte er genauso werden wie der große, berühmte Meister. Das war sicher. Und er würde es auch. Während Franz Matsch eher wie Professor Laufberger werden würde. Sollte Klimt zu einem neuen Makart werden. Denn er sollte den Platz einnehmen. Des Malerfürsten. Der bald schon frei werden würde. Sehr bald sogar. Obwohl niemand damit rechnete. In diesen Tagen. Denn da war Makart ja erst neununddreißig Jahre alt. (Aber bereits syphilitisch.)

„Makart hat nicht etwa bloße Scizzen angefertigt“, fuhr Professor Laufberger fort, „sondern gleich, und zwar in aller-kürzester Zeit, einen

ganzen Gemälde-Cyclus geschaffen! Ich habe ihn gestern mit eigenen Augen gesehen! Darin stellt er sehr ... nun, sagen wir: in überaus *opulenter* Art und Weise, die einzelnen Gruppen in ihren Costümierungen dar, vornehmlich im Gewandt der Dürer-Zeit. Ganze vierzehntausend Personen sollen übrigens costümiert an diesem Fest-Zuge theilnehmen!“

„Vierzehntausend Personen?“, Franz Matsch sprach das aus, was sie alle drei dachten, „Und *alle* costümiert?“

„Jawohl, so ist es! Sie sehen also, meine Herren, es wartet ein ganzer Haufen Arbeit auf uns! Gehen wir es an!“

Und der 27. April kam rasch. Rascher als erwartet jedenfalls. Noch während der allerletzten Tage (sogar Stunden!) wurde gehämmert. Und befestigt. Genäht. Und gesteckt. Gesägt. Und verdeckt. Geschmückt. Und bestückt. Damit alles auch ja perfekt werden sollte. Denn Makart war ein unverbesserlicher Perfektionist. Das hier war zweifelsohne sein ganz großer Tag. Ein Triumph. Der Höhepunkt seiner Karriere. Am heutigen Tage. Einem Sonntag. Strömte alles auf die Ringstraße. Nicht nur ganz Wien. Sondern auch die Vororte. Und nicht nur das. Es kamen ganze Delegationen. Und Vertretungen. Aus den Österreichischen Ländern. Aus den Kronländern sogar! Auch die Familie Klimt machte sich auf. Mit Sack. Und Pack. Mit Kind. Und Kegel. War man zeitig aufgebrochen. Um einen guten Stehplatz zu ergattern. Mit freier Sicht. Auf das Spektakel. Aber auf diese Idee waren Zehntausende andere auch schon gekommen. Deshalb wurde es ein ganz schönes Gedränge. Über dreihunderttausend Zuschauer sollten kommen. Die Gendarmen hatten alle Hände voll zu tun. Um die schier unendlichen Menschenmassen gefahrlos zu leiten. Denn eine Massenpanik hätte bei dem Ganzen grad noch gefehlt. Schließlich war ja das allerhöchste Kaiserpaar anwesend. Franz Joseph. Und Elisabeth. Von Österreich. Und nicht nur das. Die gesamte Kaiserliche Familie würde diesem Spektakel beiwohnen. In einem offenen Festzelt. Vor dem Äußeren Burgtor. Während sich der Festzug im Prater längst in Bewegung gesetzt hatte.

Das Défilé erreichte die Ringstraße. Jubel und Applaus machte sich breit. So etwas bekam man nur sehr selten zu Gesicht. In diesen Tagen. Als es weder Fernsehen noch Kino gab. War dies ein noch weitaus größeres Erlebnis als die Theater- oder Opernbühne. Als ein Konzert. Oder eine der gängigen öffentlichen Darbietungen. Und es spielte sich zudem vor der prächtigen Kulisse der nagelneuen Wiener Ringstraße ab. Noch war natürlich längst nicht alles fertig. Aber es nahm allmählich Gestalt an. Die unansehnlichen Baustellen hatte man mit Tüchern verdeckt. Mit Fahnen. Und Wimpeln. Und anderen Draperien. Auf strikte Anweisung Hans Makarts hin. Denn alles sollte perfekt sein. Und das wurde es auch. Ein besseres Ambiente für diesen Jubiläums-Festzug, zu Ehren des Kaiserpaares, hätte man sich gar nicht denken können. Und hätte es die Ringstraße nicht gegeben, so hätte man sie eigens dafür erfinden müssen.

Und so artete der Festzug zu einem Gesamtkunstwerk aus. Zu einem Wiener Gesamtkunstwerk. Muß man sagen. Denn nirgends auf der Welt hätte man sich eine derartige Mühe gemacht. Zumal für sein Kaiserpaar. Das man in Wien über alles liebte. In diesen Tagen. Geriet der Zug tatsächlich zu einer gelungenen Huldigung an das vollständig versammelte Kaiserhaus. Sogar das Wetter spielte mit. Wobei tatsächlich ganze vierzehntausend Personen daran teilnahmen. (Und nicht etwa bloß als Zuschauer. Sondern als Darsteller. Um und auf den Umzugswagen.) Und überdies allesamt kostümiert. Und wie! Das ellenlange Spektakel, das von Musikkapellen begleitet wurde, begann mit einer Gruppe von Fahnen- und Standartenträgern. Alle Flaggen der Österreichischen Monarchie wurden geschwenkt – unter großem Jubel und Beifall der Vertreter der jeweiligen Kronländer, welche ebenfalls die Ringstraße säumten. Nach diesem bunten Fahnenmeer marschierten die Berufszeichen, mitsamt ihren diversen Berufsprodukten, auf. Die Kostüme reichten vom Hochmittelalter bis in die frühe Neuzeit. Also die Renaissance. Die Dürerzeit. Wie Makart es nannte.

Auf den prächtig geschmückten Festwagen präsentierten sich nun die Zünfte. Die jeweiligen Handwerker stellten stolz ihre Waren zur Schau, natürlich ebenfalls à l'ancienne kostümiert, wobei sie den Zuschauern auch die Abläufe der einzelnen Produktionsprozesse veranschaulichten. So druckte zum Beispiel auf einem der Wagen ein offensichtlich gut gelaunter (beziehungsweise gut betankter) „Johannes Gutenberg“ seine Chroniken auf einer altertümlich anmutenden Presse. (Wobei ihm sein monströser Hut immer wieder ins Gesicht rutschte.) Und nicht nur das! Anschließend verteilte er sie sogar unter den Zuschauern. Überhaupt war man sehr spendabel heute. Die Handwerks-Zünfte verteilten großzügig ihre Waren – ein jeder Zuschauer sollte schließlich eine Erinnerung an diesen unvergeßlichen Tag mit nach Hause nehmen können. Aber unvergeßlich würde dieser Tag ohnehin bleiben. Kein Mensch, der heute hier anwesend war, würde ihn jemals wieder vergessen können. Auch Gustav Klimt nicht. Diese gewaltigen Menschaufläufe waren ihm zwar suspekt (und beinahe schon zuwider), doch er erkannte, welche Macht von einem einzelnen Künstler ausgehen kann. Dies alles entstammte schließlich der Phantasie eines einzigen Mannes! Nein. Wirklich. Die Illusion war nahezu perfekt. Das mußte auch er zugeben. Die Kostüme und die Wagen waren derart gut gemacht, wirkten derart authentisch, daß man sich tatsächlich in die Dürerzeit hineinversetzt fühlen konnte. Zumal, wenn die Festwagen just die Prachtbauten im Stile der Neo-Renaissance passierten.

Nach dem Handwerk und den jeweiligen Zünften, zogen nun auch die Großhändler ein. Sowie die Schifffahrt. Die Eisenbahn. Der Berg- und Maschinenbau. Und so weiter. Und so fort. Das hatte mit der Dürerzeit nicht mehr viel gemein. Aber schließlich wollte man nicht nur in alten Zeiten schwelgen. Sondern zeigen. Was man hatte. Und wer man war. Österreich war ein hochmodernes Land. Damals. Und Wien war das Zentrum.

Eine Großmacht. Eine Weltmacht sogar. Damals. Und doch ist es wirklich noch nicht so lange her. Überraschend. Machte auch der Adel an jenem Tage mit. Er präsentierte sich mit einer historischen Jagd. In atemberaubenden Kostümierungen. Und demonstrierte so seine Verbundenheit. Mit dem allerhöchsten Kaiserhause. Woraufhin nun die Künstlerschaft folgte. Hans Makart hatte diese ganz bewußt ans Ende des Zuges gestellt. Als Höhepunkt sozusagen. Als Finale furioso. Des weiteren setzten sich die Künstler mittels ihrer Kostüme ab. Denn die Dürerzeit stand nicht unbedingt für das Klischeebild des Künstlers. Zumal eines Malerfürsten. Für das Fürstliche mußte vielmehr die Barockzeit herhalten. Also war man plötzlich in der Rubenszeit. Ein gewaltiger Zeitsprung. Ein wilder und nur schwer verdaulicher Eklektizismus<sup>4</sup>. Aber alle verziehen es ihm. Denn keinem fiel es auf. Schließlich sah ja die ganze Ringstraße so aus.

Was hier am heutigen Tage präsentiert wurde, war, trotz allem, doch mehr Schein. Als Sein. Es war schlichtweg eine Vorstellung. Eine Wunschvorstellung. Denn dies alles spiegelte nicht unbedingt die krude Realität wider. Man verschwieg ganz einfach. Und verschleierte. Man überspielte. Und lenkte ab. Nämlich vom großen und fatalen Börsenkrach. Von 1873. Und das war ja schließlich erst sechs Jahre her. Also erst gestern. Den Handwerkern - und dem Handwerk im Allgemeinen - ging es seither auch nicht mehr so gut. Zumal ja die immer stärker einsetzende Massenproduktion in diesen Tagen das Handwerk allmählich verdrängte. Statt der Handwerker zogen also Fabrikarbeiter in die Vorstädte. Einfache Tagelöhner. Womit eine völlig neue Gesellschaftsschicht entstand. Die nicht zu leugnen war. Und auch nicht zu übersehen. In diesen Tagen. Nämlich das Proletariat. Das hatte mit der Dürerzeit nun wahrlich nichts zu tun. Es war übrigens auch das letzte Mal, daß sich die menschenscheue Kaiserin Elisabeth von Österreich in der Öffentlichkeit zeigte. Genau neunzehn Jahre später sollte sie von einem Fanatiker in Genf heimtückisch ermordet werden. Und der Kronprinz und designierte Thronfolger Rudolf von Österreich sollte nur zehn Jahre später in Mayerling ein nicht minder tragisches und gewaltsames Ende finden. Überhaupt sollte es nurmehr neununddreißig Jahre dauern, bis die glorreiche Donaumonarchie - ja, das gesamte Deutsche Reich - in seinen letzten Zügen lag, um schließlich, nach beinahe tausend Jahren seines Bestehens, ein für allemal abgeschafft zu werden. Die Zeiten änderten sich einfach viel zu schnell. In diesen Tagen. (Und nicht unbedingt zum besseren). (Aber im Nachhinein ist man immer schlauer als zuvor.)

Angespornt von diesem wahrhaftigen „Makart-Rausch“, von dem ganz Wien, samt Kronländern, während des fulminanten Festzuges auf der Wiener Ringstraße geradezu angesteckt worden war, beschlossen die drei Burschen, den Meister höchstpersönlich in dessen Atelier in der Gußhausstraße, gleich hinter der prächtigen barocken Karlskirche gelegen, aufzusuchen. Professor Laufberger hatte sie, im Rahmen der Planungen bezüglich der Gestaltung der Festwagen, dem Meister zwar bereits kurz vorgestellt, aber dies war nur eine Angelegenheit von wenigen Sekunden gewesen, die der Meister sicherlich inzwischen bereits wieder vergessen hatte. Und genau das wollten die drei Kunststudenten nicht so einfach auf sich beruhen lassen. Sie verehrten diesen nämlich dermaßen, daß sie ihn irgendwie dazu verführen wollten, sie ebenfalls – nun, „zu verehren“ wäre wohl zu viel gesagt, da sie ja zu dieser Zeit noch gar nichts darstellten – aber daß er zumindest Notiz von ihnen nehmen würde. Daß er in Zukunft genau wüßte, wer diese drei jungen und angehenden Künstler denn waren. Denn sie waren sich ganz sicher, daß sie sehr bald schon von sich reden machen würden.

Während ihrer Mittagspause brachen sie also auf. Die Gußhausstraße war nicht allzuweit von der Kunstgewerbeschule entfernt, weshalb sie zu Fuß gingen. Einfach die Ringstraße entlang. Vorbei am Stadtpark. Und bis zum Schwarzenbergplatz. Dann links. Und dann gleich wieder rechts. Es war nichts Ungewöhnliches, Meister Makart in dessen Atelier zu besuchen – schließlich tat ganz Wien es! Der Meister wünschte dies sogar ausdrücklich. Denn während er oben, im oberen Geschoß, eine Rückzugsmöglichkeit hatte, konnten die Besucher, die in der Regel einen Obolus dafür entrichten mußten, unten im Atelierraum in Ruhe seine Werke bestaunen. Und die hatten es in sich. Es war ja noch eine Zeit vor der Erfindung des Cinematographen. Also der bewegten Bilder. Bewegte Bilder, zumal realistische, kannte der Mensch damals noch nicht. Und genau diese Lücke füllten die Maler aus. Ein Maler war damals eine Art Regisseur. Drehbuchautor. Beleuchter. Ausstatter. Et cetera. In einem. Zumal einer wie Makart. Der seine Bilder extrem groß dimensionierte – weshalb sie manchmal sogar die zehn Meter Leinwandbreite überstiegen, also einer späteren Kinoleinwand bereits recht nahe kamen. Und was man dann schließlich auf diesen riesigen Bildern zu sehen bekam, das waren opulente historische Kostümfeste, die sich allerdings kaum an die Historie hielten. Und das war völlig neu. Das war anders. Zumal in Wien. Im Atelier des Meisters waren stets einige dieser großformatigen Werke ausgestellt – und genau die wollten die drei Studenten heute etwas genauer unter die Lupe nehmen.

In einem Hinterhof gelegen, etwas abgerückt von den es umfangenden Wohnbauten, lag das zweigeschoßige Gebäude, welches sich – zumal angesichts der es umschließenden, sehr hohen und neuen Architektur –

beinahe wie ein Gartenhäuschen, oder gar ein kleineres Landhäuschen ausnahm. Vor allem Gustav Klimt war begeistert. Von diesem Haus. Im Haus. Inmitten von Häusern. Er war verzaubert. Von dieser Oase. Der Stille. Und Ruhe. Während nur ein Stückchen weiter vorn – am Schwarzenbergplatz, am Karlsplatz – sowie auf der diese beiden Plätze miteinander verbindenden neuen Ringstraße – als auch am benachbarten Naschmarkt – der Verkehr nur so brandete. Es vor Menschen nur so wimmelte. Und wo Wien am allerlebendigsten war. (Und das nicht nur in jenen Tagen.) Von Außen absolut unsichtbar, und nur Eingeweihten zugänglich, lag da also plötzlich dieses Garten- und Dorf-Idyll, dieser verborgene Musen-Tempel, inmitten der Großstadt. Und das gefiel Gustav Klimt sehr. So ein Atelier-Häuschen würde er eines Tages ebenfalls besitzen wollen. Um dort in Ruhe schaffen zu können. Auf dem Lande. Und doch mitten in der Großstadt. Und er sollte dies auch. Alle seine späteren Ateliers, sollten genau diesen Charakter aufweisen. Nämlich einer bezaubernden Mischung. Aus Stadt. Und Land.

Der Meister selbst war zu dieser Stunde nicht anwesend. (Kein Wunder, denn es war ja schließlich Mittagszeit – und ein bedeutender und erfolgreicher Künstler, zumal der Malerfürst höchstpersönlich! – würde ganz sicher nicht daheim, bei einer Dose Öl-Sardinen, herumsitzen, das war den Dreien klar.) Vermutlich speiste er soeben in einem der noblen Wiener Restaurants, umringt von wichtigen Persönlichkeiten der hohen Wiener Gesellschaft, die alle um seine Gunst buhlten, in der Hoffnung, er würde sich dazu herablassen, ein Portrait von ihnen zu malen. Denn der Malerfürst Makart war eine der wichtigsten Künstler-Persönlichkeiten im damaligen Wien. Nein: Er war *die* wichtigste Künstler-Persönlichkeit im damaligen Wien. Die drei konnten sich sicherlich gut vorstellen, wie er nun gerade dasaß, der selbsternannte Fürst, und den Normalsterblichen gnädigst eine Audienz gewährte. Im Café Griensteidl. Oder doch eher im brandneuen Café Central. Oder anderswo. Vermutlich mit einem purpurfarbenen Wams aus Panne-Samt angetan. Mit einer neckischen Weste aus Gold-Brokat darüber. Und über dem allen. Dies alles noch überragend. Dem Ganzen die Krone aufsetzend. Wie das Sahnehäubchen. Auf der Torte. (Nein: Wie die Kirsche. Auf dem Sahnehäubchen. Auf der Torte!) Ein überdimensionierter, breitkrepziger Hut. *À l'allure baroque*. Mit riesiger weißer Straußenfeder. (Die abwechselnd ihm selbst sowie seinen Gästen ins Gesicht hing.)

Nachdem sie (beziehungsweise Franz Matsch) angeklopft hatten, öffneten ihnen ein Diener in Livrée die Tür. (In roter sogar!) Der Meister sei nicht daheim. Der Maler. Der Fürst. Der Malerfürst. Zumindest die rote Livrée nahm sich schon einmal sehr fürstlich aus. Dachten die drei. Und waren schwer beeindruckt davon. Es war zweifelsohne dekadent. Aber genau das machte den Malerfürsten schließlich aus. Der hier, in seinem Ateliergebäude in der Gußhausstraße, sein ganz persönliches Reich erschaffen hatte. Sein Fürstentum. Sein Malerfürstentum. Nun galt es also,

die Grenze zu passieren. Die Reichsgrenze. Zum Makartschen Fürstentum. Und das gab es nicht umsonst. Denn der Diener blieb beharrlich. Und hartnäckig. Er war ein guter Diener. Und bewachte das Heiligtum seines Meisters und Brotgebers wie ein Cerberos. Also zückten die drei ein paar Münzen. Einen Obolos. Für den Cerberos. Denn selbst der allerbeste Diener war in den meisten Fällen bestechlich. Und schließlich diente ihr unlauteres Eindringen ja einem höheren Zwecke. Denn sie wollten sich die Arbeiten des Meisters nur ansehen. Zu Studienzwecken. Versteht sich. (Wenn auch heimlich. Und gegen Vor-Kasse.)

Das Innere des Ateliergebäudes, das von Außen so unscheinbar wirkte, verschlug ihnen regelrecht den Atem. Was für eine Opulenz! Was für eine Extravaganz! Quelle allure! Knapp an der Grenze des Irrsinns. Beziehungsweise. Diese Grenze bereits überschreitend. Die Grenze des guten Geschmacks zumindest. Jetzt erst verstanden sie, warum man überall in Wien von einem Makart-Stil sprach! Dies hier. War der Keim. Die Saat. Der Urquell. Dieser Geschmacks-Verirrung. Und Geschmacks-Verwirrung. Die heilige Quelle. Der Arethusa. Aus der alles schrille und quirlige Leben nur so herausströmte. Herausprudelte. Und sich über ganz Wien ergoß. Ja. Man sprach tatsächlich vom Makart-Stil. In Wien. In diesen Tagen. Also im späten Neunzehnten Jahrhundert. Vor allem bei der Wohnungseinrichtung. Die sich durch großen Pomp auszeichnete. Und Plüsch. Wohin das Auge reichte. Durch schwere Wandbehänge. Tapisserien. Gobelins. Dunkle Holz-Vertäfelungen. Und opulente, mittelalterlich-renaissancebarockhaft anmutende Kronleuchter. Ja. Alle historischen Stile. Wurden hier wild zusammengemischt. Zusammengekocht. Der Meister selbst, präferierte zwar zweifelsohne die Dürerzeit. Aber er streute und mischte auch ganz gern einmal andere Ingredienzien. Unter diesen bunten Salat. Vor allem gerne Barock-Elemente. Ganz einfach. Weil die nun mal viel üppiger waren. Also kalorienhaltiger. Also nahrhafter. Als die schnöde Dürerzeit. Sein fulminanter Festzug auf der Ringstraße hatte es ja bereits gezeigt: Dürer *und* Rubens. Wild zusammengemischt. In einer *insalata mista*. Beziehungsweise. *Insalata eclettica*. Einer *macédoine éclectique*. Die nur schwerlich zu verdauen war. Zumal für Puristen. (Und das waren nicht wenige in Wien. In diesen Tagen. Weshalb Makart durchaus auch Feinde hatte. Beziehungsweise. Gourmet-Kritiker. Vor allem. Unter seinesgleichen.)

Aber diese wilde Zusammenmischung, die völlig unhistorisch, beziehungsweise unwissenschaftlich, war, stellte für ihn überhaupt kein Problem dar. Wie gesagt: Seine Kunst war die Vorstufe zum Kino. Und wenn man sich einen Hollywood-Film ansieht, der im Mittelalter oder gar in der römischen Antike spielt, dann darf man sich auch nicht wundern, wenn plötzlich reine Phantasie-Kostüme auftauchen, die mit der jeweiligen Epoche nicht das geringste zu tun haben - und wenn überdies die Hälfte der (kaugummiknatschenden) Komparsen noch immer ihre Armbanduhr trägt, wenn irgendwo im Hintergrund ein Handy klingelt (am besten noch

mit einer billigen Techno-Melodie), oder wenn am Himmel über dem römischen Colosseum, wo soeben pseudo-historische Tier- und Menschen-Hatzen stattfinden, plötzlich Kondensstreifen von Flugzeugen zu sehen sind. Da darf man eben nicht so kleinlich und spießig sein! Schließlich geht es dabei um die *Gesamtwirkung*! Um die *Illusion*. Und darauf verstand sich Makart zweifelsohne. Und trieb es geradezu zur Perfektion. Auf die Spitze. Und genau dieser historistisch-ahistorische Mischmasch, dieses Spektakel für die Sinne, unter Vorgaukelung einer Geschichte, die niemals so ausgesehen hatte und die in ihrer wilden und unverschämten Kopie noch um ein vieles prachtvoller – und vor allem lebenswerter – war als das Original, erfreute sich beim Wiener Großbürgertum der Gründerzeit größter Beliebtheit.

Um dieses theatralisch-präcineastische Ambiente auch wirklich perfekt zu machen, ging Makart schwer in die Details. Und so trat er denn tatsächlich auch als Innenausstatter und Dekorateur auf, insbesondere für seinen Mäzen, den Großindustriellen Nikolaus Dumba, von Kaiser Franz Joseph in den Adelsstand erhoben, wie so viele, dessen Palais auf der Ringstraße Makart in einen historistischen Traum verwandelte (welcher in späteren Jahrzehnten zu einem regelrechten *Alb*-Traum und zu einer Schreckensvision des modernen, technokratischen Menschen werden sollte). Sein üppig dekoriertes Atelier diente ihm dabei als (für jedermann begeh- und erlebbare) Mustervorlage. Sogar eigene Krägen wurden nach seinem Entwurf gestaltet. Und fortan Makart-Krägen genannt. Und Hüte entwarf er auch. Makart-Hüte. Verrückte, historistisch anmutende Gebilde, die einiges an Mut von seiten ihrer Träger erforderten. Dem Ideal des Gesamtkunstwerkes, welches damals allorts propagiert wurde, kam er damit sehr nahe. Kein Wunder, denn ihn verband, unter anderem, eine enge Freundschaft mit Richard Wagner – dem ersten, der diesen Gedanken wirklich konsequent verfolgt und sogar verwirklicht hatte. Und in Wien fiel dieser auf äußerst fruchtbaren Boden. Auch in der post-makartschen Ära. Denn da nahm Josef Hoffmann diesen Gedanken wieder auf. (Doch dazu später.)

Außer Innenausstattungen, Krägen und Hüten, lancierte Makart auch den sogenannten Makart-Strauß, woraufhin eine regelrechte Manie in Wien ausbrach. Von seinen Reisen hatte Makart nämlich allerhand exotische Pflanzen mitgebracht, deren Geäst, Geblüht und Geblätt er, in getrockneter Form, zu opulenten – ja, geradezu überbordenden – Gebinden (vielmehr waren es Gebilde) arrangierte. Diese Monströsitäten aus getrockneten Blumen, Palmwedeln und anderem Blattwerk sowie Binsen und Gräsern eroberten mit einem Schlag alle großbürgerlichen Salons. Es war ja auch praktisch, denn so mußte man nicht jeden Tag frische Blumen arrangieren lassen. Und *chic* war es auch. Denn jeder hatte es. Viel schicker noch als frische Blumen. Die hatten schließlich selbst die Bauern daheim! Nein. Wohin man in Wien auch kam, in diesen Tagen, da raschelte und knisterte es. Da